

### III. Miscellen.

---

1. Inschriftliches. a) Herr Dr. Kessel hat in seiner interessanten Abhandlung über die Aachener Wasserleitung Jahrb. 60, S. 25 sehr wohl daran gethan den Einfall von Dederich abzulehnen, wonach der Töpfer Iulius Martialis mit dem bekannten gleichnamigen Tribun eine Person sein soll. Man könnte aus Tacitus eine ganze Reihe berühmter Männer in rheinischen Inschriften wiederfinden: Iulius Valentinus Bramb. 613 = Tac. hist. 4, 68 ff., Priscus 599 = 2, 92, Mansuetus 405 = 3, 25, Florus 1568 = 3, 40, Flavianus 979 = 3, 79, Classicus selbst 657 = 2, 14. Die vielen Julier haben im ersten Jahrhundert nichts Besonderes, und die Cognomina stimmen zufällig überein, vielleicht nicht ohne Einfluss der bedeutendern Namensträger. Ebenso wenig hätte Kessel S. 23 Fiedler Glauben schenken sollen, welcher den Aachener Candidinius Gaius mit dem Nymwegener Candidinius Sanctus (Bramb. 101) verwechselt, denn die verschiedenen Cognomina unterscheiden Beide hinlänglich. Die Datierung jener Aachener Inschrift fällt also weg.

b) Brambach gibt Nr. 591 und 630 zwei gleichlautende Inschriften

CC PF      C · C · P · F  
EX GER INF    und    EX GER · INF

Die eine aus Hüpsch war nach einer Mittheilung meines Lehrers Quix bei Weisweiler ausgegraben, die andere auf einem Siegelring, beide im Besitz des H. v. Aussem, dessen Sammlung in Drimborn bei Aachen ich mich erinnere als Knabe unter Führung des freundlichen, hochbejahrten Besitzers gesehen zu haben. Sollten nicht beide identisch sein?

c) In der Jülicher Inschrift bei Bramb. 601 MATRONIS | RVMÆ  
HABVS | SACR | L · VITEL | LIVS | CONSORSEXPC | LEG · VI ·  
VICTR hatten Steiner 1225 und Lersch C. M. 1, 23 falsch consors exploratorum verbunden. Diesen Fehler verbesserte Bücheler Jahrb. 25,

142: er bemerkte, dass Consors der Beiname des Vitellius ist. Aber einen andern Fehler hat sowohl er als Brambach ind. p. 386 übrig gelassen. Bei den Legionen gab es keine Exploratores, sie waren in Numeri geordnet. Die Ligatur ist von Turck in seiner Abschrift von Gerhards Chronik Jahrb. 53 und 54 S. 251 sehr richtig aufgelöst, aber nicht erklärt worden. Er liest EX POL., wofür die Inschrift von Lambaesis (Henzen, p. 519) eine Bestätigung. Poliones et custodes armorum werden Dig. 50, 6, 6 zusammengestellt (s. Forcellini). Vitellius war also Waffenputzer der Legion gewesen.

Ulrichs.

2. Bonn. Bei den Erdarbeiten zu dem Neubau neben dem Hause Coblenzerstrasse No. 46 wurden verschiedene römische Gräber aufgedeckt und mehrere Glas- und Thongefässe zu Tage gefördert, unter anderm auch eine ornamentirte Lampe, welche auf dem Deckel eine Kuh mit saugendem Kalb in schwacher Reliefdarstellung zeigt. Bei der gegenüberliegenden Baustelle vor No. 69 war die Ausbeute eine grössere. Hier wurden ausser den immer vorkommenden Urnen u. s. w. zwei Aschenkisten, eine aus Tuff die andere aus Kalkstein, sowie der obere Theil eines gut erhaltenen Grabsteins von Jurakalk gefunden; dieser Stein gehört zu den am Rhein häufig vorkommenden, auf welchen der Verstorbene in liegender Stellung im heiteren Genusse eines Mahls dargestellt ist. Im Museum rheinischer Alterthümer befindet sich eine ähnliche Darstellung, welche in Heft XI. auf Taf. 6 abgebildet ist. Drei andere aus dem Wallraf-Richartz-Museum in Cöln haben Heft XXXVI in Ulrichs ihren Erklärer gefunden und sind daselbst Taf. 1 dargestellt. Auch die Vereinssammlung besitzt ein Bruchstück eines weiteren, das beim Bau der Braun'schen Restauration am Münsterplatz zum Vorschein kam. Der jetzt gefundene Stein zeichnet sich vor allen übrigen durch eine durchaus saubere und geschmackvolle Arbeit, sowie durch eine sehr gute Erhaltung aus. (Nur die Nase ist abgebrochen sowie der halbe Kopf des am Fussende des Lagers stehenden Sklaven.) Doppelt ist es desshalb zu bedauern, dass der untere die Inschrift enthaltende Theil abgebrochen ist, und auch trotz eifrigem Nachsuchen auf der Fundstelle nicht aufgefunden wurde. Indem ich die Erklärung der Darstellung übergehe und nur auf die oben angegebenen Hefte verweise, möchte ich den Leser nur auf den Umstand hinweisen, dass wir auf diesen Denkmälern die Anwendung der bei uns gefundenen Terra sigillata- und Glasgefässe veranschaulicht finden. Wie auf dem benachbarten Grundstück (Heft LVIII. S. 205.) konnten auch hier Brandstellen zur Leichenverbrennung nachgewiesen werden. Ein Grosserz von Trajan lag angeblich in der Nähe des Grabsteines. Der Stein kam in das Provinzial-Museum.

v. Vleuten.

3. Aus den Sitzungsberichten der Niederrh. Gesellschaft zu Bonn.  
Sitzung vom 11. Dezember 1876:

Prof. Schaaffhausen legt zwei Steinbeile aus der Gegend von Vlotho vor, die er von Herrn D'Oench daselbst erhalten hat. Das eine mit verwitterter Oberfläche ist aus Granit, das andere, vortrefflich erhalten, aus schwarzem Kieselschiefer. Das letztere ward von der Tochter eines Bauern erworben, der den Donnerkeil vor 50 Jahren gefunden und als mit wunderbaren Kräften versehen sorgfältig aufbewahrt hatte, auch einmal, wie man an einer abgeschabten Stelle sieht, einem Kranken davon eingegeben hatte. Sodann zeigte er ein ihm von Herrn Würst übergebenes Jadeitbeil, welches in Montabaur gefunden ist. Er bespricht hierbei das reichhaltige Werk von H. Fischer, Nephrit und Jadeit, Stuttgart 1875. Die so allgemein verbreitete Verehrung jener Steine ist wohl nicht allein, wie Rau vermuthet, in der grünen Farbe derselben begründet, die uns im Frühling die Verjüngung der Natur bezeichnet, sondern wohl mehr in ihrer ungemainen Zähigkeit und Härte, die sie den Edelsteinen nahe stellt. Fischer berichtet, dass, als man einen Nephritblock mit dem Dampfhammer zerschlagen wollte, der eiserne Ambos entzwei ging, der Nephrit aber ganz blieb. Die Namen Nephrit, Lapis nephriticus, und Jadeit, Lapis ischiadicus, sind erst seit der Entdeckung Amerikas in Gebrauch. Im Alterthum nannte man den Stein grünen Jaspis. Die älteste Nachricht seines Gebrauchs als Amulett ist die von Galen, dass der Aegypterkönig Nechepso um 670 v. Chr. ihn gegen Magenleiden getragen habe. Albertus Magnus nennt ihn auch als Mittel gegen die Pest. Fischer fand noch in einer alten Klosterapotheke zu Salem im Badenschen den Lapis nephriticus praeparatus zum innern Gebrauche. Die in Westeuropa gefundenen Nephrit- und Jadeitbeile sehen meist so ungebraucht aus, dass man schon daraus schliessen muss, sie hätten eine symbolische Bedeutung gehabt. In unserer Gegend werden sie meist mit römischen Alterthümern gefunden. Vielleicht sind sie der beim Schwören und Opfern gebrauchte Lapis sacer. Als sicherer Fundort des Nephrit ist nur Ost- und Nordasien bekannt, sowie Neu-Seeland, wo er anstehend und als Geschiebe vorkommt. Der Block von Schwemsal bei Leipzig und kleine bei Potsdam gefundene Stücke von Nephrit müssen dahin verschleppt sein. Während in Mexiko verzierte Idole aus Nephrit gefunden werden, so ist doch ein natürliches Vorkommen desselben in diesem Lande nicht bekannt. Auch hat Pumpelly die vollkommene Uebereinstimmung des von den Chinesen verehrten Fei-tsin mit dem Chalchihuitl der Mexikaner behauptet. Es sprechen demnach diese Nephrit-Idole, wie so vieles andere, für den Ursprung der mexikanischen Cultur

aus Asien. Gänzlich unbekannt ist die Herkunft der Nephrite der Schweizer Pfahlbauten, sie gleichen merkwürdiger Weise am meisten den neuseeländischen. Das kleine Beil von Montabaur ist olivengrün mit dunkelspinatgrünen und einigen gelbweissen Flecken, unter der Lupe erscheinen zahlreiche kleine glänzende Flitterchen. Es ritzt Glas und durchschneidet einen eisernen Drahtstift. Mohr fand das absolute Gewicht 173,67 gr., das specifische 3,387, Lauffs jenes 173,74, dieses 3,388. Das Mineral nähert sich also dem Chloromelanit, wozu Fischer auch das Beil von Wesslingen mit 3,373 sp. Gew. rechnet, welches aber dunkler von Farbe ist. Mohr sagt, dass nach dem spec. Gewicht und dem ungemein grossen Verlust durch Schmelzen von 0,882 das Mineral als ein Gemenge von Granat und Feldspath erscheine. Damour fand Granaten eingewachsen in Chloromelanit. Bemerkenswerth ist noch, dass Fischer ein in Form und Grösse sehr ähnliches Chloromelanit-Beil aus Schwetzingen abbildet und das Museum in Jena ebenfalls ein solches von demselben Fundort besitzt. Diese beiden sind also auch in der Nähe römischer Ansiedelungen gefunden, wie die von Wehen und von Castell Orlen, Amt Wiesbaden.

Zuletzt spricht der Redner über den sonderbaren Fund eines halben Schädels vom Wallross, *Trichechus rosmarus*, der in diesem Jahre zu Cöln in der Portalsgasse, 2 $\frac{1}{2}$  Fuss unter dem Pflaster, zum Vorschein kam. Nach dem Aussehen des Knochens konnte man ihn für fossil halten und vermuthen, dass er vielleicht mit diluvialen Sandgerölle dort aufgeschüttet worden sei. Wiewohl die Reste dieses jetzt nur im Eismeer, früher aber auch an den nordeuropäischen Küsten lebenden Thieres meist nur in Tertiärbildern vorkommen, so sind sie doch auch zwischen quaternären Thieren, so bei Antwerpen mit Mammuth, Rhinoceros, Ochs und Pferd gefunden worden. Das ihm von Dr. Ennen mitgetheilte Schädelstück, an dem die Zähne fehlen, zeigt am hintern Abschnitte die Spur einer Säge oder eines Beils, womit dasselbe abgetrennt ist. Da nun die Wallrossjäger noch heute, wie im Bericht der Expedition von O. Torell nach Spitzbergen angegeben ist, um die Zähne zu erhalten, den Vordertheil des Schädels abhauen, so ist es überaus wahrscheinlich, dass dieses Schädelstück mit den Zähnen als Handelswaare oder als Merkwürdigkeit vor langer Zeit nach Cöln gekommen ist. Die Römer kannten, so viel wir wissen, das Wallross nicht. Für unsere Deutung, mit der die gute Erhaltung des Knochenknorpels übereinstimmt, spricht eine Stelle im Thierbuch des Albertus Magnus, wo er sagt, dass man aus dem Leder vom Wallross Riemen verfertige, welche auf dem Markte zu Cöln (!) beständig zu kaufen seien. Wie das Leder wird man im 13. Jahrhundert wohl auch

die Zähne dort verkauft haben. Brehm erzählt, dass ein Bischof von Drontheim im Jahre 1520 an den Papst Leo X. einen Wallrosskopf eingesalzen nach Rom geschickt habe. Dieser wurde in Strassburg abgebildet und von ihm gab Gessner eine Beschreibung. Seit ein Paar hundert Jahren wird das Thier an den westeuropäischen Küsten nicht mehr gesehen. Im vorigen Jahrhundert konnte die Mannschaft eines Schiffes im europäischen Eismeer noch in sieben Stunden 700 Stück erlegen, man sah ihrer 6—8000 zusammen. Wie mir Herr H. A. Meyer aus Hamburg berichtet, kommen auf den Versteigerungen in London noch zuweilen 20,000 Pfd. Wallrosszähne vor, die zuweilen noch im Oberkiefer stecken; im Mittel wiegen sie  $1\frac{1}{2}$  bis 2 Pfd., die grössten aber 7 bis 8 Pfd.; der Preis ist nur  $\frac{1}{6}$  bis  $\frac{1}{7}$  von dem des Elfenbeins; die Substanz ist weisser als dieses und wird deshalb zur Anfertigung künstlicher Menschenzähne benutzt.

Sitzung vom 19. Februar 1877:

Prof. Schaaffhausen spricht über alterthümliche Funde, die oberhalb Coblenz am Oberwerth beim Brückenbau für die Berlin-Metzer Eisenbahn kürzlich gemacht worden sind. Auf dem östlichen Ufer der Insel fanden sich, nach dem Berichte des Herrn Doerenberger, in dem von der Lahn angeschwemmten rothbraunen Letten, in  $1\frac{1}{2}$  bis  $2\frac{1}{2}$  M. Tiefe, welche + 5,5 über 0 des Coblenzer Brückenpegels entspricht, mehrere alte Feuerstellen mit Holzkohlenresten, groben Topfscherben, Thierknochen und fünf eigenthümlichen kahnförmig zugespitzten und mit hoher Kante versehenen Steinen aus Niedermendiger oder Mayener Basaltlava, auch zwei Bruchstücke geschliffener Steingeräthe. Diese Gegenstände sind für das Provinzial-Museum hierher gesendet worden. Die bearbeiteten Lavasteine, von denen der grösste 80 Cm. lang, 37 hoch und 14 breit ist, sind Kornquetscher, einige sind durch Reibung schon etwas ausgehöhlt, andere noch ganz flach. Sie werden im Rheinland nicht selten gefunden. Das Mainzer Museum besitzt deren nahe ein Dutzend, auch das hiesige Vereins-Museum hat bereits einen solchen Handmühlstein aus Rodenkirchen. Wie Lindenschmit mittheilt, sind sie am Oberrhein und in der Pfalz häufig und werden hier von den Bauern „Bonapart's Hüte“ genannt. In der Regel findet sich dabei ein brodförmiger Reibstein aus Sandstein, denn jene Laven bilden die Unterlage der Mühle. Ausser den ganz gebliebenen Steinen fanden sich von vielen andern die Bruchstücke und man muss aus deren Häufigkeit schliessen, dass jedes Haus oder jede Hütte dieser alten Niederlassung eine solche Steinmühle hatte. Die Steine lagen auf einer 0,4 M. starken Lettenschicht. Einige Feuerstellen waren mit Quarzsteinen und

Schiefer vollständig gepflastert und waren mit Thonscherben bedeckt. Unter der Lettenschicht fand sich eine mit Knochenresten stark durchsetzte Masse. Die mürben Knochen gehören dem Ochsen und dem Schweine an. Auch fanden sich zwei Bruchstücke von Steingeräthen mit einem jener Mühlsteine in 2,5 M. Tiefe. Die oberste Anschwemmung reicht 2 bis 3 M. tief, darunter lagert eine 1 bis 2 M. starke gelbweisse Schicht, aus der man einige grosse Geweihe ausgrub, noch tiefer liegt festes Rheingesschiebe. Das eine Steinwerkzeug ist ein stark beschädigtes 11,5 Cm. grosses gut geschliffenes Feuersteinbeil, welches die eigenthümliche Erscheinung bietet, dass seine Oberfläche, nachdem es die künstliche Form erhalten, jene bekannte weisse Rinde zeigt, welche man an den rohen Feuersteinknollen gewöhnlich findet. Es ist das wohl der Anfang jener Verwitterung, die der Redner in der Sitzung vom 6. April 1865 besprach, als er im Auftrage von Fuhlrott Feuersteingesschiebe mit weisser verwitterter Rinde aus Spalten des westfälischen Kalkgebirges vorlegte. Dr. von der Marck hat schon 1853 auf diese Veränderung aufmerksam gemacht und sie aus der Wegführung eines Theils der Kieselerde und der färbenden organischen Substanz durch das Wasser erklärt. Der Redner legt einen geschlagenen Feuerstein aus der Martinshöhle vor, an dem der feine Rand und alle vorspringenden Ecken und Kanten milchweiss geworden sind, also diejenigen Stellen, welche einer chemischen Veränderung durch äussere Einflüsse am meisten ausgesetzt sind. Das zweite Geräthe ist ein kleines Bruchstück eines an den Kanten schräg abgeschliffenen Geräthes aus einem Kiesel-schiefer, welches an einer Ecke von zwei Löchern durchbohrt ist. Ein Werkzeug dieser Art ist bisher nicht beobachtet. Metallspuren, die sich darauf wahrnehmen liessen, waren bald durch die Angabe erklärt, dass man dasselbe bei der Auffindung als Probirstein benutzt und sowohl Gold als Bronze darauf abgerieben hatte.

Ein recht merkwürdiger Fund wurde am 9. Nov. 1876 im Rheine selbst, etwa 50 M. vom Ufer bei der Fundamentirung eines Strompfeilers für die Eisenbahnbrücke gemacht. Während man das Flussbett ausbagerte, kam mit dem Gerölle ein goldenes aus vier  $1\frac{1}{3}$  Mm. dicken Golddrähten gewundenes Armband zum Vorschein, von dem indessen nicht mit Bestimmtheit angegeben werden kann, wie tief es im Gerölle gelegen hat. Unwillkürlich denkt man, ohne dieser Erinnerung irgend einen Werth beizulegen, an den in den Rhein versenkten Schatz der Nibelungen, welcher Sage gewiss irgend ein wirkliches Ereigniss zu Grunde liegt. Der seltene Fund ist von der Eisenbahn-Direktion Ihrer Majestät der Kaiserin zum Geschenk gemacht und im Churfürstensaale des Cob-

lenzer Schlosses niedergelegt worden. Der Redner zeigt das wohlerhaltene Armband aus reinstem Golde vor, es passt mit einem Querdurchmesser von 56 Mm. an ein feines Handgelenk, es wiegt 26 Gr. und hat einen Goldwerth von 70 Mark. Es ist dieser Schmuck wohl gallischen Ursprungs. Die Arbeit ist, wiewohl sie ein zierliches Ansehen hat, doch roh und einfach, indem nur vier starke Golddrähte um einander gewunden sind, so dass sie einen innern Hohlraum bilden; an beiden Enden sind sie nur zusammengehämmert, und laufen in einen einfachen Draht aus, der zwei Hacken bildet, womit das Armband geschlossen werden konnte. Vielleicht bildete das eine Ende, welches abgebrochen ist, eine Oese. Die Flüsse Gallien's führten noch zu Strabo's Zeit goldreichen Sand und man rühmte den Reichthum der Tempel an goldnen Weihgeschenken, wie später Peru sie aufwies. Noch heute wird aus dem Rheine Gold gewaschen und Daurbrée schätzte 1846 den Werth des jährlich zwischen Basel und Mannheim gewonnenen Goldes zu 45,000 Fr. Simrock deutet die Nibelungensage so, dass man, nachdem das Gold nur Unheil in die Welt gebracht, dem Rhein zurückgegeben habe, was aus ihm gewonnen war. Gewundene Metallringe sind für die Gallier so bezeichnend, dass sie auf mehreren alten Kunstdarstellungen derselben vorkommen. Bekanntlich erhielt der Römer Manlius, als er 358 v. Chr. in einer Schlacht einen vornehmen Gallier im Zweikampf besiegte und ihm den goldnen Halsring abnahm, den Beinamen Torquatus. Einen solchen gedrehten Halsring trägt auch die berühmte Statue des sterbenden Fechters in Rom, der von Winckelmann irrthümlich als ein Herold gedeutet war, der nach der Sitte damaliger Zeit einen Strick um den Hals trug, damit ihm beim Blasen des Horns nicht eine Ader am Halse springe. Nibby erkannte schon 1821 in diesem Bildwerke den Celten, dessen Züge Pausanias und Diodor beschreiben, er erkannte sie in der kurzen gerunzelten Stirne, der nicht griechischen Nase, dem struppigen Haar, dem Schnurrbart. Besser wie Nibby kennen wir den altgallischen Schädel, an dem zuerst Bory St. Vincent als bezeichnendes Merkmal, welches übrigens auch dem rohen germanischen Typus zukommt, den tiefen Einschnitt der Nasenwurzel und die darüber stark vorspringenden Augenbrauenwülste hervorhob. Blumenbach hat diese in auffallendem Maasse vorhandene Bildung in dem *Batavus genuinus* seiner *Decades* veröffentlicht und zahlreiche Grabfunde bestätigen dieselbe bei den Galliern und Germanen. Auch an dem sterbenden Fechter erkennt man dieselbe, der nun auch den den Galliern so eigenthümlichen gedrehten Halsring mit einer knopfförmigen Anschwellung an beiden Enden trägt, wie er unter den Bronzen unserer Sammlungen sich

so häufig findet. Doch ist mir ein Ring, der dem des Fechters genau entspräche, nicht bekannt. Auch Blumenbach hielt die Kette um den Hals des Fechters noch für einen Strick, ein Irrthum, der deshalb verzeihlich ist, weil doch wahrscheinlich das Metallgeräthe einem gewundenen Stricke nachgebildet ist, wie auch andere Metallverzierungen, z. B. die der fränkischen und allemannischen Gewandspangen die Formen eines Geflechtes oder Gewebes erkennen lassen, oder die sich kreuzenden Striche auf rohen Töpfen an den geflochtenen Korb erinnern, der ihnen vorausgegangen ist. Der sterbende Fechter wird der Schule von Pergamum zugeschrieben, von der noch andere Darstellungen der Gallier erhalten sind, so die berühmte, früher als Arria und Paetus bezeichnete Gruppe eines Galliers, der, ehe er sich selbst umbringt, erst sein Weib getödtet hat, sodann mehrere Statuen, die sich jetzt in Venedig und Neapel befinden und wahrscheinlich dem Weihgeschenke angehören, welches Attalus, König von Pergamum, nachdem er die Gallier besiegt, auf der Akropolis von Athen hat aufstellen lassen, wie Plinius erzählt. Auch das berühmte Mosaikgemälde von Pompeji, angeblich eine Schlacht Alexanders gegen die Perser, ist, nach Bergk's Deutung, die Schlacht der Griechen gegen die Celten bei Delphi. Schon der entlaubte Baum im Hintergrunde des Bildes deutet an, dass die Schlacht im Winter bei Schneegestöber stattfand, wie berichtet wird. Ein stürzender Celte hat den Torques um den Hals, der hier nicht eng den Hals umschliesst, sondern bis an die Brust herabhängt. Auch bezeichnet der Schnurrbart, den die Perser nicht trugen, die Gallier, deren Gesichter auf diesem Bilde jedoch edler und mehr griechisch gehalten sind als in jenen Werken der bildenden Kunst. Wie Bergk angiebt, sieht man auch auf einer Münze von Ariminum den Gallier mit dem Schnurrbart und ebenso auf dem Sarkophag Amendola im Kapitolinischen Museum, der einen Kampf zwischen Römern und Galliern darstellt. Halsringe mit knopfförmigen Enden finden sich in allen Museen, so in Mainz und Wiesbaden; Lindenschmit bildet sie ab: *Alterthümer u. heidn. Vorzeit* I. Hft. 6, Taf. 3, Hft. 8, Taf. 5, Hft. 9, Taf. 1, ferner II. Hft. 12, Taf. 4. Die gedrehten Hals- und Armringe sind entweder wirklich aus mehreren Drähten gewunden und das ist unzweifelhaft die ältere Form, die unser Armband zeigt, oder die Spirallinie ist auf dem Metalldraht nur eingeschnitten, die Drehung also nur nachgeahmt. Lindenschmit bildet einen nach Art des Armbands gedrehten Ohrring von Erz a. a. O. II. Heft 11, Taf. 3 ab. Wirklich gedreht sind auch bei Montelius, *Sveriges Forntid*, Atlas I. die Bronzeringe No. 227 u. 228 und II. No. 621 ein Fingerring von Gold, ein Bronzering No. 622, ein silberner Armring No. 615, ein goldener Armring No. 608; diese



beiden haben ein kunstvolles Schloss und werden dem jüngern Eisenalter Schwedens zugezählt. Bei anderen Ringen ist die Spirale durch Drehung einer viereckigen oder einer flachen Stange oder eines auf dem Querschnitte kreuzförmigen Stabes hervorgebracht. Lindenschmit erwähnt, Jahrbücher d. V. v. A. XLVI. S. 41, einen hochalterthümlichen goldnen italischen Torques der Campana'schen Sammlung mit tiefen scharfkantigen Windungen. Evans bildet in seinem Petit Album die l'âge du bronze de la grande Bretagne, 1876 nur zwei Torques ab auf Pl. XXII, der eine ist ein gedrehter flacher Bronzestab, auf dem andern ist die Spirallinie eingekerbt. Im Wiesbadener Museum sind alle mit Knöpfen schliessenden Halsringe nicht gewunden, die gewundenen schliessen mit Haken, die in einander greifen. Im Museum von St. Germain befindet sich ein gedrehter goldner Halsring, der mit Haken schliesst und die Nachbildung von drei goldnen Torques aus dem Museum von Toulouse, die aber mit Knöpfen endigen. In dem Werke von Chantre, Etudes paléonthol. dans le bassin du Rhone 1877 findet sich nur ein aus drei dicken Drähten gewundener Armring, Pl. XXXIX. Fig. 6 abgebildet, der sich mit unserm Armringe vergleichen lässt. Er stammt aus der Gussstätte von Vernaison und schliesst sich mit einer Oese und einem Haken. Es ist zweifelhaft, ob der Pl. L. Fig. 4 abgebildete Torques wirklich gedreht ist, er endigt mit zwei Haken, von denen einer zur Oese eingerollt ist. Das Motiv des Torques kommt sogar an Thonvasen von Bourget vor, vergl. Chantre, Album LXVII. Fig. 1 u. 7. Der Goldschmuck von Oberwerth ist keine Arbeit einer vorgeschrittenen Kunst-epoche, er ist auf die einfachste Weise hergestellt, nur gehämmert und mit einfachen Haken schliessend. Er gehört jedenfalls der vorrömischen Zeit an und da die Anwohner der beiden Ufer des Rheines damals wohl Celten oder Gallier waren und von diesen ebensowohl die Vorliebe für Goldschmuck, zu dem die Ströme des Landes das Gold lieferten, als der ihnen eigenthümliche Gebrauch gewundener Metallringe berichtet ist, so darf der Armring von Oberwerth wohl als gallisch bezeichnet werden.

Einige Zeit nach diesem Funde wurde noch an derselben Stelle ein bronzener Armring mit eckigen Knöpfen von 8—10 Cm. Durchmesser gefunden und in der Nähe, ebenfalls im Rheine, eine Münze des Kaisers Nerva Trajanus. Diese Funde entscheiden nicht über das archäologische Alter des Armrings. Das Strombett birgt Alterthümer aus den verschiedensten Zeiten. Wären aber Münze und Armband zu gleicher Zeit in den Strom gefallen, so konnte man auch zu Trajans Zeit noch einen Schmuck tragen, der Jahrhunderte alt war.

## Sitzung vom 7. Mai 1877:

Professor Schaaffhausen berichtet über einige fossile Thierreste, welche Herr Bergmeister le Hanne in einer Höhle bei Warstein in der Nähe von Brilon, wo auch die zum Theil ausgeräumte Velmeder Höhle sich befindet, in nur  $1\frac{1}{2}$  F. Tiefe unter Kalksteingerölle und mulmiger Erde aufgefunden und an Herrn Geh. Rath von Dechen eingesendet hat. Die Knochenstücke von Equus und Bos scheinen Mahlzeitreste zu sein, eine Geweihspitze ist vom Rennthier, dem wohl auch die übrigen einem Cervus angehörigen Knochen zuzuschreiben sind. Das Auffinden gerade dieser Knochen in so geringer Tiefe in einer noch nicht aufgewühlten Höhle ist ein neuer Beweis für das späte Verschwinden dieses Thieres. Die Annahme von drei Perioden für die quaternäre Fauna, wie sie Lartet und Dupont für Frankreich und Belgien aufgestellt haben, wird vielfach durch die Funde in Westfalen bestätigt, wiewohl Fraas und Sandberger sich gegen eine solche Eintheilung ausgesprochen haben. Wo die Wirkung des Wassers in Höhlen und Flussmündungen nach der ersten Ablagerung der organischen Reste fort dauerte, wird in dem durchwühlten Boden der Beweis nicht mehr zu führen sein, dass zuerst das Mammuth, dann die Höhlenthiere und zuletzt das Rennthier verschwunden ist. Caesar zählt das letztere bekanntlich unter den Waldthieren Deutschlands auf, es sind aber seine Reste bisher nicht unter römischen Alterthümern gefunden worden. Einen mit menschlichen Gebeinen im Löss bei Maastricht gefundenen Wirbelknochen bestimmte der Redner bereits 1859 als dem Rennthier angehörig. Später, seit dem Jahr 1863 sind dann in Südfrankreich wie in Schwaben die bearbeiteten Rennthierknochen in Menge gefunden worden.

Sodann legt er ein zu Dorsheim an der Nahe gefundenes kleines nur 7 Cm. langes und 4,1 breites Beilchen aus der Sammlung des Vereins von Alterthumsfreunden vor. Es besteht aus einem nephritähnlichen Gestein, ist 72,43 Gr. schwer und hat nach der Bestimmung des Herrn Lauffs ein specifisches Gewicht von 3,403, ist also nach den Angaben von Fischer Chloromelanit. Das olivengrüne und dunkelgefleckte Beil hat auf der Oberfläche zahlreiche kleine Löcher, aus denen jedenfalls ein mineralogischer Einschluss herausgewittert ist; an einer Stelle erkennt man mit der Lupe metallisch glänzende Körnchen, die Herr Geh. Rath von Dechen für Magnetkies hält. Das Beil ist an den Seiten mit zwei Kanten angeschliffen und hat eine schief gerichtete Schneide. Ein zweites in demselben Wiesenboden gefundenes Beilchen von heller Farbe, an dem das stumpfe Ende abgebrochen ist, war etwa 6 Cm. lang, an der etwas schief gerichteten

Schneide ist es 3,9 Cm. breit, sein absolutes Gewicht beträgt nach Lauffs 58,44 Gr., das specifische ist 3,322. Auf diesem zwischen Rhein und Nahe gelegenen Gebiete sind germanische und römische Alterthümer häufig. Dies lässt sich nicht von Montabaur, dem Fundort des früher der Gesellschaft vorgelegten ganz ähnlichen kleinen Chloromelanit-Beiles sagen. Nach einer gefälligen Mittheilung des Herrn Decan Laux kommt Montabaur im Jahre 959 unter dem Namen Hunebach vor, es heisst Humbacensis Castelli Suburbium. In diesem Jahre wurde statt der bisherigen hölzernen Kirche eine steinerne erbaut. Der Trierer Erzbischof Theodorich II., aus dem Hause Wied, 1212—1242, verstärkte um 1217 die Befestigung des Castells, um sich gegen die Grafen von Nassau zu vertheidigen und nannte dasselbe, wohl in Erinnerung an die Kreuzzüge, mons Tabor. Römische Alterthümer werden daselbst nicht gefunden, da aber der Pfahlgraben kaum zwei Stunden von dort vorbeiging, so ist eine Verschleppung derselben bis in diese Gegend von dem nahen Rheinthale her doch leicht möglich.

Hierauf spricht er über kürzlich aufgedeckte germanische Gräber in Hersel, die er nach einer gefälligen Anzeige des Herrn Bürgermeisters Klein daselbst mit Herrn Prof. Bergk am 6. März dieses Jahres besichtigt hat. Ohngefähr in der Mitte der Abdachung des alten Rheinufers, dicht neben den Häusern von Hersel wurden im Februar beim Abgraben des Sandes in einer Sandgrube sieben Reihengräber bloßgelegt, die Todten lagen in freier Erde, das Gesicht gegen Osten gerichtet, nur bei zweien war der Grabraum mit platten Steinen abgegrenzt. Von Beigaben fand sich nur ein kurzes Eisenmesser, an der Seite eines Skelettes, die Scherben eines gut gebrannten am obern Rande mit Fingereindrücken verzierten Topfes scheinen mittelalterlichen Ursprungs zu sein. Wiewohl drei wohl-erhaltene Schädel von mesocephaler Form keine sehr rohe Bildung ver- rathen, scheinen die Gräber doch viel älter zu sein. Dafür sprechen zwei marine Muscheln, die sich zwischen den Knochen in der Erde fanden, sie können nicht Einschlüsse des Rhein-Alluviums sein, sondern waren einem Todten mitgegebene Schmuckgeräthe, wie sie in prähistorischen Funden häufig vorkommen. Herr Geh.-Rath Lischke bestimmte dieselben als *Cerithium glyceris* und *Pectunculus vulgaris*, die beide in der Nordsee leben. Im Museum zu Brüssel befindet sich aus der Höhle von Goyet ein ganzes collier de turritelles, das der Renntierzeit zugeschrieben wird und Mortillet bildet die durchbohrte Schale eines tertiären *Pectunculus* aus einer Höhle bei Tayac ab. Der Troglodyte von Mentone hatte das Haupt mit Muscheln geziert. Da nur männliche Skelette und meist von kräftigem Alter sich fanden, so darf man dieselben wohl für im Kampfe Gefallene halten.

Zuletzt spricht der Redner über die Funde in der Höhle von Steeten an der Lahn, über die derselbe in der letzten October-Sitzung des naturhistorischen Vereins bereits berichtet hat. Es sind ihm später von Herrn von Cohausen in Wiesbaden auch die übrigen Thier- und Menschenreste von dieser Stelle zur Untersuchung zugestellt worden, die theils in der Höhle „Wildscheuer“, theils in dem höher gelegenen „Wildhaus“, theils in einer nahegelegenen Felsspalte am Kalkofen gefunden worden sind. Von dem im Innern der Wildscheuer gefundenen Greisenschädel, der mit den prähistorischen Schädeln von Engis und von Höchst in seiner schmalen langen Form mit vorspringendem Scheitelhöckern Aehnlichkeit hat, ist ein Ausguss gefertigt, der ein ungewöhnlich schmales Gehirn mit zugespitzten Hinterhauptslappen zeigt, es ist 180 Mm. lang und 128 breit, der Index also = 70,11. Von den acht menschlichen Unterkiefern, von denen nur zwei vollständig sind, gehören fünf Kindern an und zwar von 2, 6 und 8 Jahren, zwei sind zwölfjährig und doch sind die Backzähne des einen schon abgeschliffen. Ein Unterkiefer zeigt den ersten Prämolaren mit seinem Querdurchmesser schief gestellt, wie es bei der Kinnlade von la Naulette der Fall ist. Von zwei Oberarmbeinen ist eines in der Ellenbogengrube durchbohrt. An einem Mittelfussknochen der grossen Zehe vom Menschen ist die Gelenkfläche zum os cuboideum tiefer ausgehöhlt wie gewöhnlich, was für eine freiere seitliche Bewegung derselben spricht, wie sie bei wilden Völkern vorkommt. Dieses pithekoide Merkmal ist bisher an Menschenresten der Vorzeit noch nicht beobachtet. Der Greisenschädel, die Bruchstücke eines kindlichen Schädels, zwei Unterkieferstücke sind wie ein bearbeitetes Stück Mammuthzahn mit Dendriten bedeckt, es sind jedoch die ersteren im Innern der Höhle, das letztere im Schuttkegel am Eingang der Höhle gefunden. Auf dem Bergrücken über den Höhlen finden sich die Scherben roher Töpfe, ein unten ganz rundes schwarz glänzendes Gefäss, mit Strichen verziert und mit durchbohrten Stützen zum Aufhängen versehen, ist ganz erhalten und eine Zierde des Museums in Wiesbaden. Die Thierknochen, vielfach aufgeschlagen, gehören den Gattungen Equus, Bos, Cervus, Ursus, Canis, Lutra u. a. an. In der Felsspalte unterhalb der Höhlen sind Reste von *Felix spelaea* und von *Cervus megaceros* gefunden worden. Der halbe Atlas von diesem letzteren war dem *Hippopotamus major* zugeschrieben, welcher allerdings und auffallender Weise schon in englischen Höhlen und Flussanschwemmungen, aber meist in Begleitung des älteren *Etephas antiquus* vorgekommen ist, wie auch im Rheinsand bei Mosbach. An jenem Atlas des Riesenhirsches lässt sich sogar das männliche Geschlecht erkennen, indem bei den geweihtragenden Thieren die Ge-

lenkfläche für das Hinterhaupt eine vorspringende Leiste hat, die beim Senken des mit dem Geweih beschwerten Schädels eine Ausrenkung des Kopfes verhütet. In Bezug auf das Vorkommen bearbeiteter Mammuthknochen in Höhlen wiederholt der Redner seine Ansicht, dass dieselben noch nicht mit Sicherheit das Zusammenleben von Mensch und Mammuth an solchen Orten beweisen. Die Höhlenbewohner können das im Boden gefundene Elfenbein der schon ausgestorbenen Thiere bearbeitet haben, als es noch fest war. Manche Beobachtungen sprechen dafür. Buckland erwähnt in seinen Reliqu. Diluv. London 1823. p. 180 die im Jahre 1816 bei Cannstadt gefundenen 13 Fangzähne nebst einigen Mahlzähnen vom Mammuth, die so aufeinander lagen, als seien sie künstlich in diese Anordnung gebracht. Sie sind in derselben Weise im Stuttgarter Museum aufgestellt, der längste Zahn misst ohne die Spitze 8 F. und hat 1 F. Durchmesser. Die mikroskopisch-chemische Untersuchung hat ergeben, dass sie keinen Knorpel mehr enthalten, der aber in dem Cannstadter Menschen Schädel noch vorhanden ist. Eine ähnliche Anhäufung von Mammuthzähnen fand sich zu Thiede bei Braunschweig, einer ist 11 F. lang, ein anderer 14 F. 8'' und hat  $1\frac{3}{4}$  F. Durchmesser. Buckland lässt diese Ansammlung durch Diluvialfluthen geschehen, doch zeigen die Zähne keine Spur der Rollung, sind also nicht weit her geflötzt. Auch führt er p. 87 an, dass er in der Pavilandhöhle am Fussknöchel eines weiblichen Skelettes eine kleine Menge Adipocire und dabei 1 bis 4'' lange Stäbchen von Elfenbein mit Dendriten bedeckt, und bearbeitete Knochenstücke nebst einer Schneckenschale von Nerita gefunden habe. Er glaubt, die Stäbchen seien von fossilem Elfenbein gemacht, als dieses noch hart war. Weil es jetzt mürbe ist, muss eine lange Zeit vergangen sein. Auch Röthel in grosser Menge lag bei den menschlichen Gebeinen, die er für gleichzeitig oder älter als die Römerzeit hält. Auch bringt er ein Zeugniß bei, aus dem man auf ein hohes Alter der heute noch in England blühenden Industrie schliessen darf. Strabo sagt nämlich im IV. Band 6 c, dass man den Briten als Steuer Elfenbeinringe und Halsbänder, Lingurischen Stein und Glasgefässe auferlegt habe. Die Stelle lautet nach Professor Bergk: „sie zahlen bis jetzt keine schweren Zölle weder für die Ausfuhr noch für die Einfuhr. Diese sind aber elfenbeinerne Armringe und Halsketten, lingurischer Stein und Glasgefässe und andere kleine Waaren. Das Wort *ψάλια* heisst gewöhnlich Armring, aber auch Kinnkette des Pferdezaums, *περιανχένα* heisst das, was um den Hals getragen wird, der lingurische Stein ist der Bernstein, der nach Strabo im Lande der Linguren um Genua im Ueberflusse gefunden wird, er fügt hinzu, dass Einige ihn Electrum nennen.

Kärcher übersetzt: „elfenbeinerner Zaumschmuck und Halsketten, Gefässe von Bernstein und Glas und andere dergleichen unbedeutende Waaren.“ Nach der Stellung der Worte Ausfuhr und Einfuhr im Vordersatze sind unter den im zweiten Satze angeführten Gegenständen des Handels zwischen Britannien und Gallien, die elfenbeinernen Sachen und der Bernstein wohl als die Ausfuhr aus Britannien, die Glasgefässe und andere Kurzwaaren als Einfuhr zu betrachten; dass die Briten die genannten Dinge als Tribut statt der Steuern entrichtet hätten, geht aus den Worten des Schriftstellers nicht hervor. Wenn die Briten in jener Zeit Elfenbein verarbeiteten, so muss es fossiles gewesen sein, welches in ihrem Lande wie in Gallien nicht fehlte. Noch heutzutage wird in England sibirisches Elfenbein vom Mammoth in grosser Menge verarbeitet.

Sitzung vom 4. Juni 1877:

Prof. Schaaffhausen zeigt zwei Beile aus grauem Feuerstein, das eine von Inden bei München-Gladbach lag nur  $1\frac{1}{2}'$  tief im Wiesenboden und hat auf der Oberfläche tiefe Löcher, in deren Umgebung es von eingedrungenem Eisenoxyd braun gefärbt ist. Nach Herrn von Dechen's Ansicht waren die Löcher vorhanden, ehe das Beil geschliffen wurde, denn solche Höhlungen kommen nicht selten im Feuerstein vor. Das andere zu Vettelhoven bei Ahrweiler gefunden und ein Geschenk des Herrn Landrath von Groote, ist noch so scharf, dass man Papier damit schneiden kann und in der Mitte etwas hohl geschliffen zur bessern Befestigung an den Schaft. Es sind nur wenige Funde gemacht, die uns zeigen, wie die Handhabe der Stein- und Bronzcelte beschaffen war. In den Pfahlbauten der Schweiz fand man Steinbeile, die in ein im Winkel gebogenes Stück Hirschgeweih eingelassen und mit einer Kittmasse darin befestigt waren, an diesem sah man, dass es in einen Schaft gesteckt war. In einem englischen Torfmoore fand man ein Steinbeil noch in einem Loche des geraden Holzschafte stecken. In dem Grabhügel von Langen-Eichstädt war an einem Feuersteinbeil noch der grösste Theil des im rechten Winkel gebogenen Schafte erhalten. In dem Salzbergwerk von Hallein fand man einen hohlen Bronzecelt mit dem darinsteckenden Holzstiel, in dem von Reichenhall einen rechtwinklig gekrümmten Holzschaft der am vorderen Ende zur Aufnahme des Beils gespalten war, vgl. Lindenschmit, Alterth. uns. heidnisch. Vorzeit II, 8. Taf. I. Fig. 6 u. 7. Drei Beile mit Schaft, wovon zwei an denselben mit Riemen befestigt sind, wurden in ägyptischen Gräbern gefunden, vgl. *Materiaux pour l'hist. de l'homme* V. p. 376. Montelius bildet das aus einem englischen Torfmoor ab, und giebt die Zeichnungen einer gestielten Bronzeaxt und eines Steinbeils wieder, die sich auf schwedischen Felsen-

inschriften finden, vgl. *Suède préhist.* p. 20 und *Congr. internat. de Stockholm 1874*, 1. p. 460 u. 472. Klemm bemerkt, dass zuerst J. Banks über die Schäftung der Stein- und Bronzeklingen richtige Ansichten gehabt und bildet einen gespaltenen Holzschaft seiner Sammlung aus Hallein ab, Werkzeuge und Waffen S. 105. Fig. 186 und einen ähnlichen von Stedten aus der Sammlung zu Halle, S. 70, Fig. 127. Nach dem Anzeiger für die Kunde der deutschen Vorzeit II. S. 404 fand man bei Chumska in Böhmen 1861 einen Meissel, der noch im Schaft steckte und mit Bronzedraht umwickelt war. Herr R. de Haan theilte dem Redner Ende vorigen Jahres mit, dass bei Winterswyk ein Steinbeil im Lehm gefunden worden, welches mit einem Strick an dem gut erhaltenen 30 Cm. langen Holzschaft befestigt war. Es konnte nicht mehr ausfindig gemacht werden. Auch Cochet führt einen steinernen Streithammer mit hölzernem Stiele an und Westerhoff einen in Susing gefundenen Feuersteindolch mit Holzgriff. Die zierliche Bronzeaxt ist gewiss fremden Ursprungs. Die von Schweinfurth in Afrika gefundene und in seinen *Artes africanæ* Taf. 18 Fig. 11 abgebildete kleine Axt, die in einem rechtwinklig gebogenen Holzschaft eingeklemmt und ein sehr weitverbreitetes, zumal auch in Abyssinien gebrauchtes Werkzeug ist, mag in alten Zeiten aus Aegypten nach Europa gekommen sein. Eine ähnliche Form der Axt findet sich auf ägyptischen Denkmälern, vgl. Rosellini, *Monum. civil.* 44. 45. Die Friedenstein'sche Alterthümer-Sammlung in Gotha bewahrt aus einem Grabhügel von Langel ein Bronzebeil, an dem nicht nur Reste des hölzernen Schaftes, sondern sogar der denselben in mehreren Touren umschnürende Lederriemen erhalten ist. Der von den Hrn. Samwer, Schuchard und Zangemeister verfasste und noch nicht veröffentlichte Bericht über die Aufdeckung des merkwürdigen Grabhügels vom 28. Januar 1873 wird mit den Zeichnungen, die ihm beigegeben sind, vorgelegt. Der im Jahre 1873 geöffnete Hügel hatte 30 M. im Durchmesser und war 1,89 hoch; er barg in seiner Mitte zwei Steingräber übereinander. Das unterste Grab, dessen Boden mit Kalksteinen belegt war und nebst Spuren vermoderten Holzes eine Pfeilspitze aus Feuerstein enthielt, lag 3 M. unter der Spitze des Hügels und hatte an den Seiten eine Steineinfassung. Ueber diesem lag ein Todter in umgekehrter Richtung. Die Decke dieses Grabes scheinen Holzbohlen gewesen zu sein, auf denen wieder Kalksteine lagen. Rechts neben dem Kopfe dieses Todten, der mit der rechten Schläfe auf einem Stein ruhte, lag ein steinerner Streithammer aus Grünstein und auf demselben der Bronzecelt, an dem ein Theil des hölzernen Schaftes erhalten ist, der aber wohl nicht der Länge nach sich fortgesetzt hat, wie der Bericht sagt, sondern im Winkel ge-

bogen war. Das Holz scheint Eschenholz zu sein, das umwickelnde Band wird eher als eine Sehne oder ein Darm ein Lederriemen gewesen sein. Auf der Brust des Mannes lag ein Bronzestäbchen, rechts neben dem Skelet ein Bronzedolch, ausserdem fanden sich die Bruchstücke eines gut gebrannten mit Graphit geschwärzten Thongefässes von edler Form. Im Umkreis des Hügels waren sechs Leichen in Erdgruben bestattet, darunter vier Kinder. Ausserdem lagen noch elf Leichen frei in der Erde. Alle liegen auf der rechten Seite, das Gesicht nach Osten gewendet, mit angezogenen Knien. Bei allen fanden sich Holzreste. In der Nähe eines Todten lagen Reste von Bos, Cervus elaphus und Holzkohlen. Die Zähne waren fast an allen Schädeln abgeschliffen, dies fand sich schon bei Kindern von 7 bis 8 Jahren. Dass die Bronzen der vorrömischen Zeit angehören, beweist der Umstand, dass sie weder Zink noch Blei enthalten. Unter den 19 hier Bestatteten sind 8 Kinder und Halberwachsene, keine Frauen. Man kann wohl an ein Familiengrab denken; eine so grosse Zahl von Todten, die gewiss absichtlich in verschiedener Weise, aber doch, wie es aus der regelmässigen Anordnung zu folgen scheint, zu gleicher Zeit in demselben Hügel bestattet sind, lässt aber auch die Vermuthung aufkommen, dass hier beim Begräbniss eines Vornehmen, vielleicht Menschenopfer gebracht worden sind. Schon im Jahre 1868 wurden an demselben Orte im Thale der Notter, die in die Unstrutt fliesst, drei Grabhügel geöffnet.

Der Schädel im Hauptgrabe jenes Hügels hat starke Brauenwülste, einfache Nähte und einen Schaltknochen am hintern Winkel des Scheitelbeines.

Sitzung vom 18. Juni 1877:

Prof. Schaaffhausen zeigt den Abguss eines kostbaren, 35,3 Cm. langen, an der Schneide 13,1 breiten und in der Mitte nur 22 mm. dicken, dem Herrn C. Guntrum in Düsseldorf zugehörigen Steinbeiles vor, das aus Jadeit zu bestehen scheint, 1340 gr. schwer ist und nach der Bestimmung der Herrn Topken und Nahrath daselbst ein spezifisches Gewicht von 3,347 hat. Es ist hellgrün mit weissen Flecken verschiedener Grösse, die wie Quarz aussehen. An der Schneide ist eine feine Spaltung des Gesteines bemerkbar. Es ist im Jahre 1862 vom Ackerer Königshofen bei Grimmlinghausen, 9 F. unter dem jetzigen Bette der Erft im alten Rheingerölle gefunden worden und ganz unversehrt. In dieser Gegend, die Mühlenbroich genannt wird, ziehen sich zwei Römerstrassen hin und werden römische und germanische Alterthümer häufig gefunden. Herr Koenen sagt von der Fundstelle, dass dieselbe südwestlich von Grimmlinghausen und der dieser Ortschaft entlang laufenden römischen Strasse, nörd-



lich von der Erft und südlich von einer römischen Nebenstrasse liegt, die an der Nixhütte und an Eppinghoven vorbeigeht. Ganz in der Nähe ist ein hochliegendes Terrain mit römischen Mauerresten, wo wahrscheinlich das römische Lager Novesium gelegen hat; in der tiefer liegenden Ebene, dem Mühlenbroich, soll zur Zeit der Rhein oder ein Arm desselben geflossen sein; der Finder sagt mit Bestimmtheit, dass der Kies, in dem das Beil lag, Rheinkies gewesen sei. Zur Seite der genannten Römerstrassen liegen römische Begräbnisstätten. Herr Guntrum besitzt auch mehrere gallische Münzen, die in dieser Gegend gefunden sind. Die bekannte Zähigkeit dieser Mineralien erhält durch die Mittheilung des Besitzers ihre Bestätigung, dass ihm einmal der Stein auf das Pflaster der Strasse gefallen ist, aber nicht die mindeste Beschädigung davongetragen hat. Das feingeschliffene schöne Beil mag eine Prunkwaffe, ein religiöses Symbol oder ein Gegenstand des Aberglaubens gewesen sein.

#### 4. Die Anthropologen-Versammlung in Constanz vom 24. bis 27. Sept. 1877.

Es waren etwa 100 Mitglieder anwesend, meist auswärtige. Dass alle Richtungen der anthropologischen Wissenschaft, die anatomische, die prähistorische, die archäologische, vertreten waren, bezeugen die Namen Desor, Ecker, Fischer, Fraas, Hoffmann, Kollmann, Lucae, Mehlis, Ranke, Schaaffhausen, Schmidt, Virchow, Wankel, Wattenbach, Wurmbbrand u. a. Nachdem der Ober-Bürgermeister von Constanz, Herr Winterer, die Versammlung begrüsst hatte und mit den Worten schloss, dass die beste Förderung der prähistorischen Studien die Betheiligung des Volkes an denselben sei und man bestrebt sein müsse, dieselben wie alles Wissen zum Gemeingut Aller zu machen, leitete der Vorsitzende Virchow die Verhandlungen durch einen längeren Vortrag über die Zeit der Höhlenbewohner und die der Pfahlbauten ein, die er als durch eine Kluft von Jahrtausenden von einander getrennt ansieht. Jene sahen den Bodensee noch mit Eis und das umliegende Land mit Gletscherfindlingen bedeckt. Erst die späteren Rennthierjäger, die auch noch in Höhlen leben, kennen das Thongeschirr, aber nicht überall, in der Tayinger Höhle fehlt es. Die Rennthiermenschen waren wie die heutigen Lappen ein Fischer- und Jägervolk. Die Anthropologen gingen nach Belgien, um die Höhlen zu untersuchen, nach Ungarn wegen der Bronzen, sie kommen in die Schweiz wegen der Pfahlbauten. Wie es heute eine deutsche und eine französische Schweiz gibt, so sind schon in vorgeschichtlicher Zeit die Pfahlbauten in der Ost- und West-Schweiz verschieden. In denen des Zeller- und des Bodensees gibt es nur Stein- und Knochengeräthe, keine Bronze, kein Eisen. Statt der Feuersteinbeile des Nordens gibt es hier

solche aus Serpentin, Diorit, Granit und ähnlichen Gesteinen; die Zapfen der durchbohrten Beile beweisen, dass sie hier gefertigt sind. Auch in den bayerischen Seen, in den Mooren Würtembergs sind Pfahlbauten entdeckt. Im mittleren Deutschland fehlen sie, weil die Seen fehlen. Im Norden Deutschlands gehen die Pfahlbauten bis nach Livland, aber kein Pfahlbau der nördlichen Gruppe gehört der Steinzeit an, wiewohl hier Steinbeile lange in Gebrauch blieben. In Livengräbern bei Riga sind ausgebohrte Steinzapfen mit Münzen des 12. und 13. Jahrhunderts gefunden. Eine einheitliche Pfahlbaucultur gibt es so wenig, als heute alle Wilden in gleichen Dörfern leben. Virchow macht dann auf die ungemeine Wichtigkeit der in der Thayinger Höhle bei Schaffhausen gefundenen Thierbilder auf Rennthierknochen aufmerksam und hält es, nachdem die Fälschung von zweien derselben nachgewiesen worden ist, für die Pflicht und Aufgabe der Versammlung, die Echtheit der übrigen zu prüfen, indem, diese vorausgesetzt, dann die in archäologischer wie in psychologischer Hinsicht gleich merkwürdige Thatsache vorliege, dass ein rohes Volk, welches keine andere Spur von Cultur hinterlassen, Kunstleistungen geschaffen habe, deren Entwicklung ebenso unerklärt dastehe wie ihr gänzlich Verschwinden. Er hat die Anfertigung von Photographieen der fraglichen Zeichnungen angeordnet und fordert zur Betrachtung der Originale in dem von Leiner, dem Geschäftsführer der Versammlung, so vortrefflich eingerichteten Museum im Rosgarten auf. Hierauf trug Leiner einen poetischen Gruss in formgewandter Sprache vor, der die ganze Vorzeit in Bildern vorüberführte, in denen nach süddeutscher Art auch der Humor nicht fehlte. Nun schilderte der General-Secretär Kollmann die Vereinsthätigkeit im abgelaufenen Jahre, er gedachte der Streitfragen in Betreff des Bronzealters, der kranometrischen Arbeiten, zumal der Monographie Virchow's über den Friesenschädel und seiner, sowie Ranke's Untersuchungen über die Bevölkerung Baierns. Warme Worte des Nachrufs widmete er dem Andenken des um die Gesellschaft so verdienten v. Frantzius. Der Bericht des Schatzmeisters Weissmann weist 1440 Mitglieder auf, der letztjährige Cassenbestand belief sich auf 10,723 M.

Nach Schluss der Sitzung wurde die Rosgarten-Sammlung besichtigt, deren Räume unten reiche Höhlen- und Pfahlbaufunde, auch einiges Römische und Germanische, oben mittelalterliche Merkwürdigkeiten und Naturalien enthält. Dass eines Mannes uneigennütziges Thätigkeit seiner Vaterstadt eine solche Sammlung hat schaffen können, fand allgemeinste Anerkennung. Alles drängte sich zu den thayinger Funden. Die Hauptstücke sind ein grasendes Rennthier auf Knochen geritzt und ein kleiner Kopf des Moschus-

ochsen aus Knochen geschnitzt, dann noch einige undeutliche Thierzeichnungen auf Knochen und auf Braunkohle. Nachmittags um 2 Uhr wurde die Sitzung in dem etwas besser erwärmten Theater wieder eröffnet. Zunächst berichtete Fraas über die für die prähistorische Karte eingegangenen Beiträge, die sehr zahlreich sind, so dass deren Zusammenstellung und die Vorarbeiten zur Veröffentlichung demnächst in die Hand genommen werden. Wegen der grossen Menge der einzuzeichnenden Funde wird für die Karte ein Massstab von 1 : 400,000 nothwendig sein. Hierauf legt Schaaffhausen die ersten vier Bogen des im Druck befindlichen Gesamtkatalogs der anthropologischen Sammlungen Deutschlands vor. Ein Vorwort schildert Geschichte und Zweck des Unternehmens und erläutert die dabei massgebenden Grundsätze. Den Anfang macht das Verzeichniss der bonner Universitäts-Sammlung. Als Fortschritte der Kraniologie bezeichnet er unsere bessere Kenntniss der geschlechtlichen Unterschiede im Schädelbau, die Feststellung der Merkmale niederer Entwicklung, die Berücksichtigung des Schädelgrundes und Kiefergerüsts, die unveränderlicher sind als das Schädelgewölbe. Wenn es uns gelingt, die Stammverwandtschaft der nach Zeit und Raum entferntesten Racen nachzuweisen, so hat die Kraniologie eines ihrer schwierigsten Probleme gelöst. Es lässt sich aber nachweisen, dass die Makrocephalen des Alterthums, die alten Peruaner und die Hunnen und Avaren ein und dasselbe Volk sind. Der Streit über die Horizontale des Schädels wird sofort geschlichtet sein, wenn die Thatsache allgemeine Anerkennung findet, dass jeder Schädel seine eigene Horizontale hat, die mit seinen ganzen Bildungstypus im Zusammenhange steht und ein werthvolles Merkmal desselben ist. Danach stellte Virchow die neuesten Erhebungen in Betreff der Vertheilung der hellen und dunkeln Race in Deutschland zusammen und erläuterte sie an fünf colorirten Karten.

Hierauf findet die Vorstandswahl statt. Zum Vorsitzenden für das folgende Jahr wird Schaaffhausen, als dessen Stellvertreter Virchow und Fraas, als Ort der nächsten Zusammenkunft Kiel gewählt. Kollmann bleibt auf weitere drei Jahre General-Secretär.

Am Dinstag den 25. begann die Sitzung um 9 Uhr im Stadthaus-  
saale. Es waren ausgestellt von Dr. Gross aus Neuveville Pfahlbaufunde aus dem Bieler und Neuchateler See; von H. Frank solche von Schussenried sowie Zeichnungen der hier im Torf aufgefundenen Knüppeldämme, von H. v. Schrödter Grabalterthümer von Costarica, von H. Voigt das Modell des Burgwalls von Radduhn bei Schwedt a. d. O. Dr. Gross bespricht eingehend die wichtigsten seiner Funde, zunächst die zahlreichen Bronzen von Mörigen am Bieler, von Auvernier am Neuchateler See. Ein

Bronzeschwert ist eisenhaltig, Stücke von Armbändern sind zu Rasirmessern zugeschliffen. In die Gussformen sind die Verzierungen eingegraben, zwei Hohlmeissel und ein kleines Räuchergefäß, Trensen für ein kleines Pferd, eine Steinkugel als Form für Thonschalen, ein Nadelkissen aus Thon, Bernsteinperlen und ein goldener Ohrring sind vorhanden, ferner mehrere sehr durchscheinende Nephrite aus Pfahlbauten von Latrigen und Oeseli, die der älteren Steinzeit angehören. Desor spricht über die Nephrite, die ausser Neuseeland nur der Orient liefert. Er theilt die Ansicht nicht, dass sie durch den Handel nach Westeuropa gekommen, weil der Orient doch noch so vieles Andere für den Tauschverkehr biete und dieser sich nicht auf den Nephrit beschränkt haben würde. Es scheine vielmehr, dass die ältesten Einwanderer aus Asien ihre Kostbarkeiten mitgebracht hätten. Bei dieser Annahme ist es nur auffallend, dass bei uns die Nephritbeile nicht in den altgermanischen Gräbern, sondern meist im freien Felde gefunden werden. Virchow hat die in jenen Pfahlbauten der Bronzezeit gefundenen Schädel untersucht, sie sind dolichocephal und gehören keinesfalls einer niederen Race an; bei Sütz fand sich auch eine zur Trinkschale geformte Schädeldecke. Mit dem nun folgenden Vortrage Ecker's über prähistorische Kunst begann die Besprechung der thayingen Funde. Er tadelt das Vorgehen der züricher Antiquarischen Gesellschaft gegen Lindenschmit, der Niemanden persönlich angegriffen, der aber zur Ehre der deutschen Wissenschaft eine von Anderen nicht erkannte schamlose Fälschung aufgedeckt habe. Er legt Thierzeichnungen der Eskimos vor, wie sie solche auf Täfelchen von Treibholz einzuritzen pflegen. Sie haben eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den der Untersuchung vorliegenden, doch sind sie unvollkommener, zumal in den Umrissen der Thierköpfe. Er findet einen hochentwickelten Kunsttrieb bei einem ganz rohen Volke sehr auffallend, aber nicht unmöglich. Es seien aber auch in Frankreich Dinge ans Licht getreten, die man allgemein für gefälscht halte, wie den behaarten Höhlenbewohner! Er warnt davor, hier durch Abstimmung entscheiden zu wollen. Die Zukunft werde diese Sache aufklären. Dagegen erklärte Fraas, die Sache sei spruchreif, und unbegreiflich bleibe es, dass die Gegner der Echtheit dieser Darstellungen nicht an Ort und Stelle sich eingefunden, ja, bis heute die Funde nicht gesehen hätten. Er legt zwei von Wurmbrand in  $\frac{3}{4}$  Stunden mit Feuerstein auf frischen und auf gekochten Knochen geritzte Bilder vom Rennthier vor, zum Beweise, dass solche Arbeit möglich sei. Der geschnitzte Kopf des Moschusochsen sei unmöglich gefälscht, denn kein Künstler in Süddeutschland habe wissen können, wie er ausgesehen habe. Messikomer versichert, dass er einige Stücke selbst aus der Höhle

genommen und dass er für die von ihm und die von Merk gefundenen die Echtheit garantiren könne. Graf Wurmbrand bemerkt noch, je härter das Material sei, in das man zeichne, desto besser zeichne man, weil man sich jeden Strich überlege. Nach seinem Versuch erkläre er, die thayinger Zeichnungen seien nicht in alte mürbe, sondern in frische harte Knochen eingeritzt. Die Zeit drängte und einige Redner kamen über diesen Gegenstand nicht mehr zu Wort. Es war desshalb etwas voreilig, wenn die Constanzer Zeitung schon in ihrem Berichte von diesem Tage sagte: „Die Verhandlung endigte mit einem vollständigen Siege der Echtheitspartei und die Rosgartensammlung ist also im Besitze eines Schatzes von dem Virchow sagte, dass er einzig dastehe.“ Es war vortrefflich eingerichtet, dass nun an demselben Nachmittage die Fahrt nach der Thayinger Höhle und nach Schaffhausen statt fand, wo ein anderer Theil der Höhlenfunde aufbewahrt wird. Alle waren zur genauen Besichtigung der Oertlichkeit und zur aufmerksamsten Beobachtung der Fundgegenstände auf das beste vorbereitet. In der Höhle gaben sich Viele ans Graben; unzweifelhaft birgt sie unter einer starken Kalksinterdecke in der schwärzlichen Culturschicht noch manches Alterthum. Merk, der Entdecker der Höhle, gab jede erwünschte Auskuuft. Professor Heim hat das weidende Renn gefunden, Schenk den Kopf des *bos moschatus*, Merk hat den Knochen mit dem Pferde mit eigener Hand aus der Culturschicht herausgezogen. Alle diese Dinge sind mehr vor als in der Höhle und unter dem Gerölle gefunden. Die Zeichnungen auf Braunkohle lagen am mittleren Pfeiler unter dem Kalksinter. Diese ersten Funde haben Niemandem einen Vortheil gebracht. Die von Stamm gefälschten Stücke tauchten erst ein Jahr später auf. Als das Zeichen zum Aufbruch gegeben wurde, hätte Mancher noch gern länger sein Glück als Schatzgräber versucht. Schnell wurden einige Erfrischungen in Thayingen genommen, dann ging es weiter mit dem Zuge nach Schaffhausen und zunächst ins Museum, denn jeder wollte das auf Horn geritzte Pferd sehen, sowie den aus einem Geweihstück geschnitzten Rennthierkopf und das schön verzierte Falzbein. Das Pferd gleicht merkwürdiger Weise nicht dem Bilde, das wir uns von dem Höhlenpferde machen, das fossile Pferd glich dem wilden Pferde der Steppe, das thayinger Pferd, auf hohen Beinen stehend und den kleinen Kopf mit zugespitzten Ohren vorstreckend, sieht einem englischen Rennpferde ähnlich, dessen Gestalt nur durch künstliche Züchtung zu Stande kam. Die Lupe ging von Hand zu Hand, man stritt hin und her wie um das trojanische Pferd, bis es dunkel war.

Am Mittwoch Morgen begann Fischer über die Nephrite zu reden, deren Studium für ihn eine Lebensaufgabe geworden ist; er schildert das

natürliche Vorkommen in Sibirien und in Turkestan; aber das Material der bei uns gefundenen Steinbeile stimmt mit keinem der Steine aus bekannten Brüchen überein, und es liegt der Ursprung desselben also noch im Dunkel. Ein mexicanisches Nephritstück stimmt merkwürdiger Weise mit einem aus der Schweiz auch mikroskopisch überein. Nach Beendigung geschäftlicher Angelegenheiten kamen die thayinger Funde noch einmal zur Sprache. Schaaffhausen erinnert daran, dass er bereits vor 9 Jahren seine Zweifel an dem angenommenen Alter der Funde in der Dordogne öffentlich ausgesprochen und, was neuerdings von Andern wiederholt worden sei, für einige derselben den Einfluss classischer Kunst behauptet habe, wobei er an die phöniciſche Cultur des Mittelmeergestades vor 3- bis 4000 Jahren gedacht habe. Später habe er aber auch die Echtheit der Lartel'schen Platte mit dem Mammothbilde als verdächtig dargestellt. Eine treue Nachbildung der Natur könne man unter Umständen noch gelten lassen, aber wenn eine Kunstdarstellung eine gewisse Grazie zum Ausdruck bringe, so deute das auf eine verfeinerte Cultur. Was er von Zeichnungen wilder Völker gesammelt, stelle dieselben an die Seite der von unsern Kindern gemachten Kritzeleien. Halbgebildete Völker könnten in Liniornamenten schon Erstaunliches leisten, während die Nachbildung organischer Formen unvollkommen oder phantastisch und grotesk ausfalle. In Bezug auf die thayinger Funde bekennt er, dass die aufmerksamste Betrachtung mit der Lupe ihm kein Merkmal einer neueren Fälschung ergeben habe. Auch die Wahrhaftigkeit der Finder sei ihm zweifellos, aber das schliesse die Möglichkeit eines schlau ausgeführten Betrugers nicht aus. Er halte die Sache keineswegs für spruchreif, man müsse abwarten, ob weitere Funde gemacht würden. Die Echtheit dieser Arbeiten sei möglich, aber dann habe kein rohes Jägervolk sie gemacht. Mehlis führt noch an, dass die Entwicklung der bildenden Kunst nicht mit der Zeichnung beginne, sondern mit der Nachbildung der körperlichen Formen, mit der Plastik. Dr. Joos theilt mit, dass er den geschnitzten Rennthierkopf in der freudenthaler Höhle aus grosser Tiefe genommen, eben so die mit Querstrichen versehene Pfeilspitze und ein mit Rauten verziertes Knochenstück, mit welchem auffallender Weise ein zweites aus der thayinger Höhle übereinstimmt. Er bestätigt, dass wie in der thayinger so in der freudenthaler Höhle Topfscherben nur nahe der Oberfläche vorkommen. Wurmbrand sagt, das schaffhausener Pferd sei ihm verdächtig wegen der Technik und wegen der künstlerischen Auffassung. Versuche müssten entscheiden, ob vielleicht das wachsende Geweih so weich sei, so feine Ritzungen mit einem Feuerstein zu gestatten. Merk theilt mit, dass nur zwei Zoll entfernt von dem Stücke mit dem

Pferd die Stange mit drei Thieren, die aber undeutlich sind, gefunden sei. Er macht darauf aufmerksam, dass nur die gefälschten Thiere von vorn, die übrigen alle von der Seite dargestellt seien. Im Ganzen seien in der thayingner Höhle 30 Ctr. Knochen, 12,000 Feuersteinsplitter, 500 Geräthe ausgegraben worden. Virchow legt noch ein ehrendes Zeugniß für die Glaubwürdigkeit des Hrn. Merk vor, hütete sich aber mit Recht, der Statt gefundenen Verhandlung, bei der Jeder seine Ansicht offen aussprach, irgend einen Abschluss zu geben.

Nach einer Mittheilung von Orth über ausgebreitete Gletscherspuren an dem Muschelkalk der norddeutschen Ebene, der vielfach von Diluvium bedeckt ist, sprach Desor über die Schalensteine. Es sind meist Granitblöcke mit kreisrunden Vertiefungen, die haufenweise zusammenstehen und eine nicht bekannte Bedeutung haben. Troyon hat sie in der Schweiz beschrieben, Simpson in Grossbritannien, Hildebrandt in Skandinavien. Rivett-Carnac fand sie 1870 in Central-Indien und kürzlich, Journ. of the Asiat. S. of Bengal. I, 1877, in Kamaon. In Indien schreibt man sie der vorarischen Bevölkerung zu, dort finden sie sich wie in England auch auf den megalithischen Denkmälern und sind zuweilen mit Linien und Ringen verbunden. Rivett fragt, ob es eine Schrift sei. Ueberall sind sie Gegenstände des Aberglaubens, der Riesen- und Teufelssagen. Schaaffhausen erwähnt einen solchen im Museum zu Gothenburg, Malm hielt die Löcher für natürliche Auswaschungen, was sie so wenig sind wie Wirkung der Gletscher. Man hielt sie auch für Opfersteine; in den Schalen sollte das Blut der Opferthiere sich sammeln, mit dem der Priester das Volk bespritzte, aber man findet verschiedene Seiten der Blöcke damit bedeckt. Jetzt stellte Kollmann die achtjährige mikrocephale Marg. Becker aus Offenbach vor, deren Köpfchen nicht grösser ist als das ihres gesunden einjährigen Brüdchens. Krause legt hierauf den Schädel und das Gehirn eines in Hamburg gestorbenen siebenjährigen Knaben vor, der geistig ganz unentwickelt war. Wiewohl der Schädel durchaus nicht den mikrocephalen Typus zeigt, und das Hirn 900 Gr. wog, sind doch an diesem alle Affenmerkmale vorhanden, wie sie dem Schimpanse zukommen. Am Fusse stand die grosse Zehe im Winkel ab, wie beim Affen. Krause glaubt mit Rücksicht auf diesen Fall, dass die Vogt'sche Theorie doch nicht ganz zu verwerfen sei. Hiermit schloss die Sitzung. Nach rasch eingenommener Mahlzeit bestieg die Gesellschaft den stattlichen Dampfer Greif gegen 3 Uhr zu einer Fahrt über den Bodensee.

Am Donnerstag Morgen waren die Anthropologen und Prähistoriker schon um 8 Uhr zu einer Sitzung vereinigt. Zuerst machte Lucae die

Mittheilung, dass er von mehr als 200 Knaben von 2 bis 12 Jahren den Schädel und die Körpergrösse gemessen und diese Messungen jedes Jahr wiederholen werde, um über das Wachsthum des Schädels sichere Anhaltspunkte zu gewinnen. Bis jetzt habe nur Schaaffhausen Beobachtungen dieser Art angestellt. Schaaffhausen berichtet dann über prähistorische Günde in Rheinland und Westfalen, zunächst über die in der Höhle von Steeten an der Lahn gefundenen Menschenreste und bearbeiteten Mammuthknochen. Ein Greisenschädel mit kurzer und grader Stirn von schmaler und langer Form mit vorspringenden Scheitelhöckern stimmt mit einem bei Höchst gefundenen überein, bei dem die senile Atrophie die Scheitelbeine sogar durchlöchert hat. Also damals erreichten die Menschen auch ein hohes Alter. Die mit sich kreuzenden Linien verzierten Elfenbeinstücke, so wie ein 40 cm. langes Knochenschwert, wahrscheinlich aus Mammuthknochen, setzen voraus, dass Zahn und Knochen damals, als man sie bearbeitete, hart und fest waren, nicht mürbe wie heute, beweisen aber noch nicht die Gleichzeitigkeit von Mensch und Mammuth. Die fortgesetzten Arbeiten in der Martinshöhle ergaben, dass an ungestörten Stellen die groben Topfscherben nur den oberen Schichten angehören, sie fehlen, wo in 4—6 Fuss Tiefe von Menschen aufgeschlagene und dann gerollte Knochen mit Feuersteinmessern sich finden. Menschenreste unter einem 4 Fuss hohen Stalagmitkegel haben kein höheres Alter. Vom Rennthier sind nur Spuren gefunden, verwitterte Mammuthknochen kommen nur in den tiefsten Schichten vor. Ein fein polirtes Knochenstäbchen, ein Stück Harpune, ein natürliches mit Ocker gefülltes Farbentöpfchen und einige Bronzeringe werden vorgezeigt. Er spricht dann über die Funde am Oberwörth bei Coblenz, die eigenthümlichen spindelförmigen Mühlsteine und den Ihrer Majestät der Kaiserin überreichten goldenen Arming, von dem er einen Abguss vorlegt, wobei er die fortschreitende Technik in der Verfertigung der Stein- und Bronzeeräthe, so wie auch der Goldarbeit schildert. Das prachtvolle, im Bette der Erft gefundene grosse Steinbeil erregt schon in der Nachbildung Aufsehen, Desor vermuthet, dass es Fibrolith sei. Die vorgelegten Bronzcelte geben ihm Veranlassung, über ihre Verwendung als Zahlmittel zu reden, und an einen bei Stolberg in der Nähe römischer Alterthümer gefundenen Lederschuh knüpft er eine Darstellung der Geschichte der menschlichen Fussbekleidung. Kollmann schildert Langschädel aus baierischen Gräbern, in denen er die grossen blonden Germanen des Tacitus wiedererkennt, während die Skelette der Brachycephalen kleiner sind; die brünetten Leute Süddeutschlands sind wohl dieser Race beizuzählen. Aber auch mesocephale Schädel mit einem Index von 76,5, welche



Ranke der urbaierischen Bevölkerung zuweisen möchte, machen ihm den Eindruck eines besonderen Typus und nicht einer Mischform. Sie finden sich noch heute in der lebenden Bevölkerung. Ranke vergleicht die oberbaierische Landbevölkerung an der Südgrenze Deutschlands mit der von Virchow untersuchten friesischen der deutschen Nordküste. Die Friesen sind schmalnasig, leptorrhin, die Altbaiern mesorrhin. Virchow legt lettische Schädel vor; er theilt nicht die Ansicht Lissauer's, dass eine lange hier vorkommende Schädelform fränkisch sei, eine dabei sich findende Zierath ist specifisch slawisch. Graf Wurmbrand theilt hierauf mit, dass man beim Hüttenberger Eisenwerke im alten Noricum nicht nur einen römischen Gebläseofen, sondern auch zwei einfache Schmelzgruben der vorrömischen Zeit entdeckt habe, die 4' breit, 3' tief und 8" stark mit Lehm ausgeschlagen waren. Mit Hülfe der Direction hat er Versuche angestellt, die Technik der Alten nachzuahmen. Durch Schichtung von Kohlen und Erz in ähnlich hergestellten Gruben gelang es in 26 Stunden ein reines Schmiedeeisen auszuschmelzen; durch Eintauchen des glühenden Eisens in Hornspäne und Härten in Wasser wurde auch Stahl erzeugt. Mit General Uchatius stellte Wurmbrand eine Bronze her, die der alten ähnlich ist; mit ihr wurden nach alten Mustern Schwerter und Lanzenspitzen gegossen, die er vorzeigt. An den Gussnäthen bleibt die Verzierung aus, wo sie sich findet, muss sie mit eisernen Werkzeugen nachgravirt sein. Das Eisen muss länger bekannt sein als die Bronze, weil es leichter ist, ein einziges an Ort und Stelle vorkommendes Metall auszuschmelzen, als deren zwei zu vermischen, von denen eins bei uns nicht vorkommt. In Etrurien lagen Kupfer und Zinn für eine frühe Entwicklung der Bronze-Industrie nahe zusammen. Zu manchen Geräthen wurde die Bronze geschmiedet. Virchow spricht über Pfahlbauten in Ostpreussen, die hier einer neuern, der slawolettischen Zeit angehören. Zuweilen findet man im Grunde eines Burgwalles wirkliche Pfahlbauten. Dann schildert er Livengräber bei Mitau; die Grabfunde aus Bronze und Eisen haben denselben Typus wie im preussischen Samlande, sie gehen bis ins 8. Jahrhundert zurück. Es finden sich kufische Münzen, aber auch eine aus dem 16. Jahrhundert. Die Kaurismuschel kommt als Halsschmuck vor; auch in den reichen Schmucksachen, den Ketten und mit Bronzefäden durchwirkten Geweben macht sich orientalischer Einfluss bemerklich. Die Annahme griechischen Verkehrs an diesen Küsten ist nicht mehr haltbar. Auf zwei Tafeln waren mancherlei Knochengeräthe, durchbohrte Zähne und dergleichen ausgelegt, die von einer alten Niederlassung herrührten, 120 dort gefundene Unterkiefer bezeugen, dass sie dem Biberfange oblag. Fraas beschreibt hierauf den schussenrieder Pfahlbau,

der ein aus horizontal übereinandergelegten Flössen bestehender Knüppelbau ist, der auf dem Torfe liegt; es sind über 600 Quadratmeter ausgegraben. Auf den Pfählen liegt ein dünner Lehmschlag, darüber Kies, Kohlen, verbrannte Thier- und Menschenknochen, und ringsumher sind Töpfchen und kleine Geschirre gestellt mit Himbeeren, Weizen und Haselnüssen. Es liegen drei bis fünf Knüppellagen übereinander; die Knochen sind von Hausthieren, nur einer vom Wisent. Es fehlen die Speisereste einer sesshaften Bevölkerung. Diese Anlagen sind keine Wohnstätten, sondern Cultusstätten. Fraas hat dieselben Dinge auf sieben Gipfeln der schwäbischen Alb und auf dem Hohenstaufen entdeckt, und an solche Gipfel knüpfen sich Hexensagen wie an den Brocken. Auf Antrag Lucae's wird dann noch Dr. H. Schliemann wegen seiner Verdienste um die Archäologie zum Ehrenmitgliede der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft ernannt, und hierauf schliesst der Vorsitzende mit einem Dank an das Localcomité wie an die Städte Constanz, Ueberlingen und Schaffhausen die Versammlung. Nachmittags fuhren etwa 20 Mitglieder noch über Romanshorn und Frauenfeld nach Niederwyl, wo Messikomer mit seinen Leuten einen Pfahlbau blosslegte. In Frauenfeld wurde die kleine, aber bemerkenswerthe Sammlung prähistorischer und römischer Alterthümer besehen, die letztern kommen meist von Eschenz. Der Pfahlbau, der in einem abgelassenen Torfried zum Vorschein kam, ist wie der bei Schussenried ein Knüppelbau. Der Spaten schneidet diese Hölzer, die zuweilen in acht Lagen übereinander liegen, wie Butter. Alle suchten in dem schwarzen Moder und waren glücklich, wohl erhaltene Pflanzenblätter, Haselnüsse, Pflanzensamen, Topfscherben oder Feuersteinmesser zu finden. Die Dämmerung und die Kälte trieben zum Aufbruch. Die Wagen brachten die Gesellschaft nach Frauenfeld zurück, wo die Vereine der Stadt dieselbe in zuvorkommender und glänzender Weise bewirtheten. Die letzte Stunde flog rasch dahin. Ernste Reden und herzliche Abschiedsworte wurden gewechselt. Dann eilten Alle, von dem Erlebten aufs vielseitigste angeregt und befriedigt, mit dem letzten Zuge nach Ost oder West der Heimath zu. Schaaffhausen.

5. Das Grabhügelfeld bei Eisenberg<sup>1)</sup>. Im Allgemeinen ist in Deutschland wohl keine Gegend so reich an Erinnerungen der Vergangenheit, wie das Rheinthal, und hier besonders wieder die Gegenden, welche die natürlichen Verbindungsstrassen zwischen dem Osten und dem Westen, der alten Germania Magna und der Gallia Transalpina, bilden. Die Landschaft zwischen Hundsrück im Norden und dem Vogesenpass bei Zabern liefert einen eben solchen Reichthum an

1) Vgl. Misc. 23 im vorigen Jahrbuch.

Funden aus Römer- und Frankenzeit, wie aus vorgeschichtlicher Periode. Wohl eines der grossartigsten Grabfelder aus ältester Periode erstreckt sich vom südlichen Fusse des von der Sage umwehten Donnersberges, dem heiligen Sitze Donar's, längs der Eis = Isa (= Eisenbach?) an der uralten Gallierstrasse, die einst von Worms = Borletomagus nach Metz = Divodurum führte. Die westliche Fortsetzung bilden die Grabhügelgruppen am Enkenbach, Alsenborn, an der Jägersburg und besonders am Rodenbach, wo die Riesengräber den prachtvollsten germanischen Goldschmuck entdecken liessen, den Deutschland bis jetzt kennt. Südlich der Eis, im Stumpfwalde, aus dem die umliegenden neun Gemeinden ihren Holz- und Streubedarf beziehen, liegen die mächtigen Tumuli in Gruppen beieinander. Ueber eine Stunde Weges, in der Breite die Hälfte, dehnt sich auf erhabenen Plateaux das Leichenfeld aus, das die Todten der Vorzeit unter Steingemüllen und Sandmassen birgt. Eine alte Strasse, die von Wattenheim nach Ramsen (= Ramesum, scil. nemus) durch den Hochwald führt, theilt das Gräberfeld in zwei Gruppen, eine östliche und eine westliche. Zwischen den Hügeln der östlichen Gruppe liegen gewaltige Schlackenhaufen, welche Reste eines primitiven Eisenschmelzprocesses bergen, wie er auch in der Schweiz und im Jura in der Vorzeit üblich war. Die Grabhügel müssen älter oder jünger sein, als die Schlackenhaufen, die gewöhnlich 400 Wagenladungen Eisenmaterial enthalten. Nach den bisherigen Funden sind die östlichen Grabhügel älter als die Eisenschlackenhaufen. Ein mit vieler Mühe im Ostfelde ausgegrabener Tumulus ergab unter einer dicken Steinlage von Bruchsandsteinen die Reste des Leichnams, liegend in der Richtung von West nach Ost. Es waren noch erhalten die Fingerknochen und Theile vom Rückgrath so wie vom Becken, aber nur dadurch, dass Bronze-Objecte ihr Metall der Knochensubstanz imprägnirten. Von Bronzen fanden sich zwei starke Armringe, ein Halsring mit eigenartiger Schleife, ein Theil eines Brustpanzers und, das seltenste, ein Ledergürtel in Fragmenten, gestickt mit Bronzeperlen. Ausserdem ergab der Hügel starke Reste einer rohen Urne. Der Hügel hatte 40 Meter Umfang, 13 Meter Durchmesser, 1 $\frac{1}{2}$  Meter Höhe. Ein zweiter, noch gewaltigerer mit Steinmüllung ergab ein ähnliches Resultat; die grössten der Art haben an 100 Meter Umfang und bilden ein wahres Felsenmeer bei einer Höhe von etwa 4 Meter; sie werden noch heisse Arbeit kosten. Die westliche Gruppe besteht aus Sandsteinanhäufungen, die runde Hügel von 40 bis 60 Meter Durchmesser bilden. Ein zuerst untersuchter ergab nichts als ein gebogenes Eisenschwert von  $\frac{1}{2}$  Meter Länge mit bronzenem Griffbeschlag. Vielleicht ein Kenotaphion zur Erinnerung an einen fern Gestorbenen? Ein zweiter ent-

hält nach Westen zwei viereckige Plattensetzungen. In der ersten lag eine hübsche verzierte Urne von 18 Centimeter Höhe, daneben eine Fibel aus Bronze, mit Koralle und echter Perle geziert. In der zweiten befand sich eine rohere Urne und dabei ein gebogener Knöchelring aus Bronze. Nach Norden lagen Scherbenreste und Kohlen — vom Leichenmahle?

Die von der königlichen Regierung der Pfalz genehmigte und unterstützte fernere Untersuchung des Gräberfeldes, die vorzugsweise in den Monat August fallen wird, darf die Aufmerksamkeit der deutschen Forscher auf sich lenken. Die beiden Arten der Gräber unterscheiden sich — wie es scheint — durch Bestattung und Beigaben, Gefässe und Grabbau zu sehr, als dass wir sie einer Periode zuschreiben könnten. Die eine, die östlichere Gruppe, stimmt in ihren Funden mit denen aus der Saargegend überein, die andere, westlichere, mit denen vom Taunus, dem Hundsrück, dem Hagenauer Forst. Ob die zwei Arten von Gräbern zwei verschiedene Völker repräsentiren? — Die Zukunft wird diese für die Ethnologie wichtige Frage lösen.

Köln. Zeitung. M.

6. Emmerich. Zwischen der Chaussée und Eisenbahn von Emmerich nach Rees auf der mit Flur II, No. 388/259 catastrirten Parcellen des Kaufm. Büdding wurden 2' unter der Erdoberfläche interessante germanische Urnen mit Asche und Knochenresten und 2 gedrehten Bronze-Ringen gefunden. W.

7. Münzfund in Hillscheid. Um Mitte Februar d. J. fand man in dem 5 Kilometer von hier entfernten Dorfe Hillscheid auf einem Terrain in der Nähe des Waldes, beim Auswerfen eines Loches, das zum Pflanzen eines Baumes bestimmt war, 1 Fuss tief, einen zuckerhutartig geformten, sehr hart gebrannten braunen irdenen Topf von 23 cm Höhe, in welchem sich 330 Stück durchgehends gut erhaltener Silbermünzen des 12.—13. Jahrhunderts befanden. Es waren sämmtlich Denare und Sterlinge, von folgenden Fürsten geschlagen: Dietrich der Zweite, Graf zu Wied, Erzbischof von Trier, 1212—1242, 67 Stück; Heinrich der Erste, von Molenark Erzbischof von Cöln 1225—1235, 70 Stück; Bertram 1180—1211 und Conrad 1211—1224, Bischöfe von Metz, 31 Stück; König Johann von England 1199—1216, 3 Stück, und König Heinrich II. von England, 1154—1189, oder König Heinrich III. von England, 1216—1272, 156 Stück; im Ganzen 327 Stück. Die Münzen (Sterlinge) der beiden letzten Könige lassen sich schwer von einander sondern, da diejenigen aus der ersten Regierungszeit König Heinrich III. die Bezeichnung Rex III. nicht tragen und die Münzen Heinrich II. ganz gleich gebildet sind. Als Münzprägestätten auf diesen engl. Münzen finden sich: London, Winchester, York, Oxford, Norfolk, Durham, Canterbury, Dublin u. a. mit verschiedenen Münz-

meistern angegeben. Im Anfang August d. J. wurden an derselben Stelle, lose im Boden zerstreut nochmals 20 Stücke dergleichen und zwar 10 Stück engl., 3 Stück kölnen, 7 Stück trierer aufgefunden. Da die beiden engl. Münzen in der damaligen Zeit ein hier beliebtes Zahlungsmittel waren, berechtigt die Annahme einer grossen Handelsverbindung, welche die hiesige Umgegend derzeit mit dem Auslande unterhielt.

Die beiden Funde sind käuflich in meinen Besitz übergegangen.

Ehrenbreitstein.

C. J. Schwickerath.

8. Hirzenach. Zur Geschichte der Frühgothik am Mittelrhein ist die Kirche zu Hirzenach am Rhein (unterhalb St. Goar, linkes Ufer) von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Leider liegen bis jetzt zutreffende Anhaltspunkte über die Zeit ihrer Erbauung und namentlich des in erster Linie hier in Frage kommenden Chores nicht vor; denn die von Lotz mitgetheilte Jahreszahl 1110 wird von demselben mit vollem Recht bezüglich des jetzigen Baues in Frage gestellt. Soviel ist jedoch gewiss, dass der Chorbau als einer der interessantesten Beiträge zur Entwicklung der Gothik betrachtet werden muss. Was dem Bau besonderen Werth verleiht ist die Eigenart seiner Architektur; nicht wie z. B. die Burgkapelle zu Iben<sup>1)</sup> steht derselbe fremd und zusammenhanglos in seinem Architekturgebiete, sondern er schliesst sich in einer gerade bei den frühgothischen Denkmalen seltenen Weise den Bauten der vorausgehenden Richtung an; er trägt in nicht zu verkennender Weise den Stempel der kölnisch-romanischen Schule an sich. Es zeigt sich dies ebensowohl in der Anordnung der Innenarchitektur, wo unter den Fensterbänken Doppelnischen mit gedungenen Rundsäulen die Wandfläche beleben, wie auch in der eigenthümlichen Kapitellform, die hochgezogen, in noch befängener Weise an dem Knospenkapitell der letzten romanischen Entwicklung festhält; endlich beweist das häufige Unterbinden der Rundstäbe durch Wulste die tiefgewurzelten Anschauungen der älteren Richtung. Redtenbacher, Beiträge Taf. 18 weist auf die Eigenart der Hirzenacher Chorfenster hin und theilt mit mir die Anschauung, dass darin ein Anlehen an den Rheinischen Uebergangsstyl zu erkennen sei. Im Einzelnen ist die Ausführung des Stabwerks in den Fenstern sehr eigenartig, indem die Säulchen der Mittelposten aus einzelnen freigearbeiteten Stücken bestehen, die mit dem Pfosten durch Bindersteine mit Ringprofilen verbunden sind. Im Innern ist dagegen der Rundstab ebenso wie an den Gewänden und der Masswerkfüllung mit der Profilirung im Zusammenhang. Die Streben am Aeussern sind von

1) Siehe S. 82.

höchster Schlichtheit. Da Aufnahmen hier nicht zur Seite stehen, so mögen sonstige Eigenheiten besser unerörtert bleiben. Wichtig dagegen wäre eine eingehende Untersuchung und Aufnahme des ganzen Baues. Die neuerdings vorgenommene Uebertünchung liess eine Prüfung der structiven Eigenthümlichkeiten nicht zu, weswegen ich mich auf diese Hinweise beschränke.

Jedenfalls beweist der Bau, dass die Gothik ausser den westlichen Wegen auch auf der grossen Strasse entlang des Rheines ihren Weg nach Mittelddeutschland gefunden hat. Beachtenswerth ist indess, dass die über Köln kommende Gothik dorten eine entschieden lokale Färbung trägt, während die auf der westlichen Strasse entstandenen Denkmale, wie gerade das schon genannte Iben, ganz entschieden und unvermittelt die Richtung der französischen Schule in Erfindung wie in Ausbildung der Einzelheiten an sich tragen. Der Meister des Hirzenacher Baues hat die gothischen Formen, wo immer er zuerst ihnen mag begegnet sein, in sich aufgenommen und dieselben mit seinen älteren Schulgewohnheiten so verschmolzen, dass er über den jüngeren Errungenschaften seine heimischen Ueberlieferungen nicht auf die Seite gestellt hat. Hirzenach ist kölnisch-rheinische Frühgothik, deutsch in dem Sinne, dass das Metall des neuen westlichen Werthes erst umgeschmolzen ward, ehe es an die rheinische Völkerstrasse gebracht wurde. In dieser Hinsicht verdient Hirzenach besondere Beachtung und eine wohlverdiente Stelle in der Geschichte der rheinischen Architektur des Mittelalters.

Mainz.

Friedrich Schneider.

9. Kirn. Durch die freundliche Mittheilung des Herrn Prof. Freudenberg, welchem von der Hand des Herrn Dr. Butry über die Aufdeckung einer römischen Gräberstätte bei Kirn a. d. Nahe im Laufe des Mai d. J. ein kurzer Bericht zugegangen war, veranlasst, habe ich den Kirner Gräberfund in Begleitung des Herrn Dr. Butry bei dem Besitzer desselben, Herrn Wilhelm Simon, mir angesehen und auch die Gräberstätte besucht. Dieselbe liegt 1 Kilometer von Kirn entfernt nach dem Hellberg zu links von der Chaussée in dem sog. Präsenzacker. Die Gräber befinden sich in einer Tiefe von 7—10 Fuss, die sich durch das allmähliche Herabrutschen der Erde von dem Berge, an dessen Fuss die Stätte liegt, in diesem Grade gebildet hat. Es sind im Ganzen jetzt 6 sog. Todtenkisten aus grauem Sandstein von verschiedener Grösse, ähnlich den bei Oberhausen entdeckten und von Prof. Freudenberg in den Bonner Jahrb. XXIII, 183 beschriebenen, ausgegraben worden. Dieselben haben theils Quadratform, theils die Form eines kurzen Rechtecks. Alle sind mit Deckeln aus demselben Steine versehen; einer derselben ist dachförmig

gestaltet. In allen diesen Steinkisten lagen nur Knochenreste von verbrannten Menschenleichen. Solche viereckige Steinbehälter sind auch in den von mir beschriebenen Römergräbern bei Kreuznach ausgegraben worden; doch enthielten diese ausser den Knochen noch andere Gegenstände (Bonner Jahrb. XXI, 14 u. 15). Weiter wurden in der Kirner Gräberstätte römische Urnen von grauer geschlämmter Erde mit Kranzverzierung, Urnen sowohl von Erwachsenen wie von kleinen und ganz kleinen Kindern und natürlich auch ein- und zweihenkelige weitbauchige Krüge von gebrannter Erde mit kleinem Boden und kleiner Halsöffnung (sog. Thränenkrüge), wie sie so häufig als Umstellung von Urnen vorkommen, gefunden. Diese Krüge haben sicherlich ursprünglich den Wein und die Milch enthalten, die bei den Beerdigungen verbraucht wurden, indem ja die glühende Asche mit Wein gelöscht und die gesammelten verkohlten Gebeine wieder mit Wein und Milch besprengt und dann getrocknet wurden. Die Krüge mussten natürlich als den Manen der Verstorbenen geweiht mit beigesetzt werden. Die in der Kirner Gräberstätte gefundenen Krüge haben alle eine weissgelbe oder weissrothe Farbe (\*Fleischfarben« sagte Herr Dr. Butry), während die Urnen alle von mehr oder weniger dunkelgrauer Farbe sind. Auch ein zur Verhinderung des leichten Ausgleitens aus der Hand in der Mitte etwas eingebauchtes Oelgefäss von grauer Erde sowie ein anderes ähnliches, aber nicht ausgebauchtes Gefäss, das, wie Herr Dr. Butry und Herr Simon meinten, sich jetzt noch fett anfühlt, liegen vollständig erhalten vor. Bekanntlich wurde bei Verbrennung von Speisen auch Oel in die Flamme gegossen. Ebenso hat Herr Simon noch ganz gebliebene Becher von grauer Erde und ein Trink- oder Salbengefäss von terra sigillata mit dem Fabrikantennamen auf dem Boden, den ich jedoch nicht lesen konnte, gerettet. Ein Gefäss von hellblau-grauer Erde, das einen schmalen Boden hat, aber nach oben stark ausgebaucht ist und eine weite Oeffnung zeigt, trägt inwendig auf dem Boden die eingeprägte Inschrift **HELIO** (fficina). Ein Teller von terra sigillata, der am Rande ein Stück verloren hat, hat den Fabrikantennamen **PATRICIM** (= Patrici manu). Ferner bewahrt Herr Simon noch eine kugelrunde Bulla von gebackener Erde mit einem Loche in der Mitte zum Anhängen derselben. Sodann wurde der untere Theil eines kleinen länglichen Salbengefässes von Glas und der Rest eines andern Salbenfläschchens von Glas, der mit dem Reste eines Bronzegefässes zusammengeschmolzen war, gefunden. Ohne Zweifel waren ursprünglich wohlriechende Essenzen in denselben, die mit den Gläschen auf den Scheiterhaufen gelegt wurden. Auch Bruchstücke von 2 Fibeln von Bronze und verschiedene Bronzereste, die ursprünglich zum Pferdegeschirr

gehört zu haben scheinen, und anderes geschmolzenes Glas und geschmolzene Bronzereste wurden gefunden. Von einer Bronzeschelle, die bei den geschmolzenen Bronzegegenständen gelegen, fehlt nur der Klöpfel. Ein anderes kleines schalenartiges Gefäss von Bronze, dem leider die Arbeiter alle *aerugo nobilis* genommen, sieht fast aus wie eine Pferdephalera. Dann liegen noch zwei kleinere flache Tellerchen von Bronzeblech vor, die ganz aufeinander passen und nach der Angabe des Herrn Simon ursprünglich durch ein von den Arbeitern zerstörtes Scharnier mit einander verbunden waren. Ueber den ursprünglichen Zweck dieses Gefässes kann ich mir keine Vorstellung machen. Von Eisen sind zwei Pfeile und ein Beil gefunden worden, das jedoch nicht zum Hauen, sondern zum Stossen oder Werfen gebraucht wurde, indem die länglichte runde Oeffnung für den Stiel oder Schaft sich nicht hinten vertical durch den Stumpftheil, sondern hinten auf der einen Längsseite horizontal hinzieht, also eine *securis missilis* ist, wie solche auch in den Römergräbern bei Kreuznach gefunden worden sind, bei denen jedoch das hintere Ende nicht auf der Längsseite diese Oeffnung hat, sondern spitz ausläuft, so dass ursprünglich diese Spitze in dem hölzernen Stiele oder Schaft steckte und durch einen Ring, der sich bei dem einen Instrumente noch an seiner Stelle fand, festgehalten wurde. Sehr zu bedauern ist, dass nach der Angabe des Herrn Simon nur etwa noch der vierte Theil von den aufgedeckten Gefässen vorhanden ist, indem gegen  $\frac{3}{4}$  durch unvorsichtiges Graben und Herausnehmen zerbrochen wurden.

Von ganz besonderem Interesse aber sind noch die Thongefässe, die ich als nicht-römische bis jetzt noch nicht besprochen habe und von denen Herr Dr. Butry meinte, dass sie nicht gebrannt, sondern an der Sonne getrocknet worden seien. Dieselben sind wirklich gebrannt, aber keine römischen, sondern celtische Gefässe und zwar celtische Urnen. Die Urnen für Erwachsene sind grösser als die Römerurnen. Die zweitgrösste hat im Boden einen Durchmesser von 14 cm, in der Oeffnung eine solche von 16 cm und beträgt der weiteste Bauchumfang 71 cm. Von der allergrössten fehlt leider der obere Theil, der weiteste Bauchumfang beträgt 94 cm. Ausserdem fand sich noch eine nicht, wie sonst die Urnen, gestaltete, sondern lang gezogene mehr schmalbauchige keltische Urne von Thon, die leider in mehrere Stücke gebrochen ist, die aber Herr Simon auf meinen Rath wieder zusammensetzen lässt. Diese viel roher, als die römische, gearbeiteten und aus viel roherer Erde gebrannten Celtenuren weisen auf das Bestimmteste darauf hin, dass die Ansiedelung bei Kirn eine celtisch-römische, ursprünglich wohl celtische war, die in der Römerzeit auch ihre römischen Bewohner bekam. Gegen eine germanisch-römische



Ansiedelung sprechen offenbar die gefundenen 6 Steinkisten, indem solche Steinkisten nie in deutschen Gräbern vorkommen. Auch sehen die germanischen Urnen anders aus als diese celtischen. Auf eine feste Ansiedelung weisen mit Sicherheit die Kinderurnen hin. Es bestand also hier eine ähnliche Ansiedelung wie bei Oberhausen, wo ja auch Römisches und Celtisches sich vermischt fand, wie Prof. Freudenberg in den Bonner Jahrb. XXIII, 183 hervorgehoben hat. Die grössere Feinheit der Römerurnen und der Gefässe von terra sigillata und die graue Farbe der römischen Urnen scheint auf die vorconstantinische Zeit hinzuweisen, indem wenigstens in den bei Kreuznach aufgedeckten Gräbern die Urnen der spätern Zeit aus rauher weisslicher oder rother Thonerde, dagegen die der frühern Jahrhunderte von grauer feiner geschlämmter Erde verfertigt waren. Mir scheinen die Römerurnen auf die Zeit der Antonine hinzuweisen. Auch dürfte der Umstand, dass noch echte celtische Urnen an dieser Gräberstätte sich finden, darauf hindeuten, dass diese Gräberstätte noch in der frühern Zeit der Römerherrschaft in unserer Gegend angelegt wurde, indem in der spätern Zeit das celtische, zumal das rohere celtische Wesen durch römische Cultur verdrängt war. Eine kurze Strecke von der Stätte, wo diese Anticaglien gefunden wurden und zwar nach Kirn zu fand sich auch in der Tiefe von 5 und mehr Fuss fettes, verbranntes Tannenholz mit Scherben vermischt und ist hier vielleicht die Verbrennungsstätte (ustrina oder ustrinum) gewesen, indem ja die Scheiterhaufen von Tannenholz errichtet zu werden pflegten.

Diese celtische Niederlassung bei Kirn dürfte wie auch die bei Oberhausen und an all den vielen Stätten des Hunsrückens und der Abdachung desselben, wie z. B. bei Hennweiler, wo sich noch Hünengräber finden, gewiss schon vor der Römerzeit bestanden haben und später vermischten sich auch römische Elemente mit derselben. Auch möchte diese alte Ansiedelung mehr in der Nähe der Gräberstätte gelegen haben und scheinen später nach der Erbauung der Kyrburg die Bewohner die Nahe weiter herauf unter dem Schutze dieser Burg ihre Wohnstätte genommen zu haben.

Was die Seitenwege, welche zur Römerzeit den Hunsrück mit dem Nahethal in Verbindung setzten, betrifft, so hat die noch vorliegenden gewissen Spuren bereits Oberst-Lieutenant Schmidt verfolgt und kenne ich auch bloss die von ihm untersuchte Römerstrasse, welche bei Dörrebach von der nach Bingen führenden Hauptstrasse abging und nach dem Kastell bei Kreuznach führte. Allein diese vielen celtischen Ansiedelungen auf dem Hunsrück und den Abdachungen desselben waren sicherlich auch nicht ohne Verbindungswege, wenn dieselben auch nicht künstlich angelegt

und manchmal herzlich schlecht gewesen sein mögen. Als ich noch in Kirchberg wohnte, zog jener auffallende, aus der Ferne wie ein Thurm aussehende, aus der Waldung hervorragende Fels auf dem Kamme des Soonwaldes, an dem man vorbeikommt, wenn man von Kirchberg aus den nächsten und geradesten Weg nach Kirn über Dickenschied, Rohrbach, Hennweiler und Oberhausen einschlägt, meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich habe mir immer gesagt: sollte nicht dieser weit sichtbare Felsen (gewöhnlich der »hohe Stein« oder der »dicke Stein« genannt) von den ältesten Bewohnern, die der Jagd wegen überall hinstreiften, oft besucht und in der Nähe angesehen worden sein? Ja es ist höchst wahrscheinlich, dass ein wenn auch schlecht angelegter Vicinalweg von dem ursprünglich celtischen Dumnissus (Denzen-Kirchberg) in gerader Richtung durch die Gemarkung von Dickenschied, in dessen Nähe an dem Wege nach Gemünden jetzt noch hohe Hünengräber liegen, dann von Rohrbach an diesem auffallenden Felsen vorbei an der jetzigen Strassenstelle durch die Gemarkungen von Hennweiler und Oberhausen, wo ja auch Ansiedelungen bestanden, nach der Ansiedelung von Kirn geführt habe; denn sicherlich werden alle diese celtischen und später celtisch-römischen Ansiedelungen nicht ohne irgend welche Verbindungswege gewesen sein. Namentlich mag zur Römerzeit noch für Verbesserung solcher Vicinalwege gesorgt worden sein, wenn auch keine kunstgerecht angelegte Heerstrasse hier bestand. — Nächstes Frühjahr will Herr Simon weiter graben lassen und mir Mittheilung machen, wenn sich weitere Anticaglien finden. Nachträglich wurde auf derselben Stelle noch eine stark oxydirte Münze des Augustus gefunden, Avers: CAES · PONT · MAX · und Revers: ROM · ET · AVG und der Altar von Lyon.

Roxheim bei Kreuznach.

Ph. Heep, Pfarrer.

#### 10. Die historische Ausstellung von Friesland in Leeuwarden.

Dieses von der friesischen Gesellschaft für Geschichte, Sprache und Alterthumskunde in diesem Sommer ins Leben gerufene Unternehmen hat ein so günstiges finanzielles Ergebniss geliefert, dass die Ausstellung über die vorher bestimmte Frist auch während des Monats September noch fort-dauerte. Sie war auch zu Ehren des 50jährigen Bestehens der Gesellschaft ins Werk gesetzt mit der Absicht, aus dem erzielten Gewinne dem Lande ein dauerndes friesisches Museum zu schaffen. Der Freund deutscher Geschichte und deutschen Lebens richtet mit Vorliebe den Blick gerade auf das holländische Westfriesland, den alten Wohnsitz des Friesenstammes, der zwischen Rhein und Ems und Nordsee angesiedelt war, weil er deutsche Art länger unverfälscht bewahrt hat als irgend ein anderer Germanen-

stamm. Wir Rheinländer mögen einigen Stolz dabei empfinden, dass, wie die Quellen unseres herrlichen Stromes das freie Schweizervolk umwohnt, so an seinen Mündungen der freiheitliebende und thatkräftige Stamm der Friesen deutsches Land von je her vor feindlichem Einfall wie vor der Meeresfluth geschützt hat. Nur wenige Jahre trugen die Friesen das Römerjoch, Karl der Grosse musste ihre alten Rechte anerkennen, die für die Geschichte der deutschen Rechtsentwicklung, wie C. v. Richthofen zeigte, die wichtigsten Denkmäler sind. Die Römer konnten dem armen Lande nur einen Tribut in Thierhäuten auferlegen, der so drückend war, dass er sie zum Aufruhr trieb. Heute ist das kleine Land so reich wie kaum ein anderes von gleichem Umfang, und sein Wohlstand wächst mit jedem Jahr. In der Hauptstadt Leeuwarden wie in der Hafenstadt Harlingen erfährt der Reisende nichts von jenem Fall der Gründer, nichts von jenem schweren Druck, der überall sonst auf den Geschäften lastet. Mit ungeschwächtem Fleisse, mit der dem Stamme eigenen zähen Ausdauer und Sparsamkeit werden die Schätze der Natur gesammelt und in Gold verwandelt. Im Jahre 1748 hatte Friesland 135,000 Einwohner, 1859 war diese Zahl verdoppelt, die Zählung von 1864 ergab 282,000, 1877 zählte man 317,000. Es ist der zunehmende Reichthum des Landvolks, der aus den einfachen Ohreisen der früheren Jahrhunderte den goldenen Reif und erst zu Anfang dieses Jahrhunderts die goldenen oder silbernen Scheiben gemacht hat, die jetzt bei den friesischen Frauen den ganzen Hinterkopf wie mit einem Helm bedecken. Selten mögen deutsche Adelsgeschlechter einen so alten Stammbaum aufweisen können wie die Herren van Cammenga, die ihren Namen von einem Gute führen, welches Ludwig der Fromme einem Ritter Reynold schenkte. Wie die friesische Sprache am meisten von allen niederdeutschen Mundarten dem Englischen gleicht, so erinnert auch manches Andere an diese Stammverwandtschaft, zumal die Pflege der Pferde- und Rinderzucht. Die grösste That der Friesländer bleibt aber immer ihr siegreicher Kampf gegen den Wogendrang des Meeres. In der Ausstellung sieht man das Modell des neuen Deichs von Harlingen, das bereits in Philadelphia mit einem Preise ausgezeichnet wurde. Der Deich selbst ist mit Basaltsäulen gepflastert, die mit ihren fünf Ecken unverrückbar fest aneinanderschliessen; dieser Steindamm ist dann noch durch ein Pfahlwerk geschützt, welches die Wogen bricht, ehe sie den Damm erreichen. Es können die rheinischen Basaltbrüche einem schwunghaften Geschäfte entgegensehen, wenn diese festeste Art des Deichbaues allgemeiner eingeführt sein wird, statt der bisher benutzten norwegischen Granitblöcke und der Trass- und Cementmauern, die sich nicht bewährt haben. Dass die hollän-

dischen Deiche noch nicht jeder Gewalt des Meeres Trotz bieten, hat sich bei dem Sturme in der Nacht vom 30. auf den 31. Januar d. J. gezeigt, wo dieselben an verschiedenen Stellen nicht würden Stand gehalten haben, wenn die Fluth nur zwei Stunden länger gedauert hätte. Mit Recht sagen aber die Friesen, ihr Land sei mit einem goldenen Reif umspannt, denn man berechnet, dass ein Pfahl, bis er im Deiche festsetzt, zwei Ducaten kostet, und wie viele Hunderttausende umzäunen das Land. Am neuen harliger Deich kostet die Länge einer Elle mehr als 100 Gulden! Die Gestalt Frieslands ist fortwährenden Veränderungen unterworfen, das Land, welches die Flut an einer Stelle wegreisst, wird an einer andern wieder angetrieben. Seit der Zuidersee aus einem Binnensee, den die Römer Flevo nannten, ein offener Meerbusen geworden ist, hat das Meer an der Nordküste Frieslands neues Land gebildet, das sogenannte Bildt, seit dem 16. Jahrhundert erst abgedeicht und jetzt von nahezu 10,000 Menschen bewohnt, die holländischer Abkunft sind. Diese Landanschwemmung im Norden musste den Abfluss der in dieser Richtung in die Nordsee sich ergießenden Ströme vermindern und mehr nach Westen verlegen. Im Anfange des 13. Jahrhunderts durchbrachen Sturmfluten die Dünenkette am nördlichen Saume des Binnensees, der von den römischen Flotten befahren worden war. Jetzt hat er viele Untiefen und ist für kleine Schiffe gefährlich; seine Tiefe beträgt meist nur 10 Fuss, an einigen Stellen 30 Fuss. Man spricht davon, dass die Holländer, wie sie das haarlemer Meer ausgepumpt haben, mit der Zeit auch den Zuidersee trocken legen würden. Zunächst denkt man aber nur daran, durch Deichbauten die Watten zwischen der friesischen Küste und der Insel Ameland in Land umzuwandeln, und hat schon den Anfang damit gemacht. Jetzt fliesst von den Armen des Rheines nur die Yssel und die Becht noch in den Zuidersee, es ist wahrscheinlich, dass zur Römerzeit die Hauptmenge des Rheinwassers durch die Yssel in den Flevosee abfloss und theilweise durch das Sneeker Meer in den Mittelsee. Dieser Abfluss wurde noch vermehrt durch den Canal, den Drusus zwischen Rhein und Yssel herstellte. Tacitus sagt nämlich Annal. II, 6, der Rhein theile sich beim Eintritt in das batavische Gebiet in zwei Flüsse, er behalte seinen Namen und schnellen Lauf, wo er an Germanien vorbeiströme in den Ocean, am gallischen Ufer aber fliesse er breit und langsam, mit verändertem Namen Vahalis (Waal) genannt und gehe dann durch die Mündung der Mosa (Maas) in das Meer. Mit dem Durchbruch des Zuidersees steht noch ein anderes weniger bekanntes Ereigniss in Verbindung, nämlich das Verschwinden eines grossen Meerbusens, des Mittelsees, der von Nord nach Süd Friesland durchschnitt und in ein

Oestergoo und Westergoo theilte. Die Städte Leeuwarden, Sneek und Bolsward lagen an ihm und waren Seestädte, während sie jetzt im Binnenlande liegen. Diese Ausfüllung des an seinen alten Deichen noch erkennbaren Meerbusens vollzog sich, wie die Untersuchungen von Brewer und insbesondere von Eekhoff, dem immer noch thätigen und für die Geschichte seines Vaterlandes hochverdienten Archivarius der Stadt Leeuwarden, schon im Jahre 1834 dargethan haben, nach dem 13. Jahrhundert und war in zweihundert Jahren vollendet.

Indem wir diese Schilderung des Landes vorausgehen liessen, können wir uns über die Ausstellung kürzer fassen. Sie war in einfacher aber bequemer Weise in 19 Zimmern und Gängen des Palastes, unter dem nur ein stattliches Haus zu verstehen ist, ausgestellt. Der Katalog bildete einen Band von 316 Seiten. Nachahmenswerth ist die Einrichtung, dass auf den Glaskasten immer auch die Seite des Katalogs angegeben ist, auf der die Gegenstände beschrieben sind. Die erste Abtheilung der Ausstellung gab ein anschauliches Bild der Bodenbeschaffenheit des friesischen Landes, von allen Erdarten und Gesteinen waren Proben ausgelegt, Sand und Thon, Klei und Kreide, Gerölle und Bruchstücke erratischer Blöcke, Alluvium, Torf und Diluvium nebst den darin vorkommenden organischen Resten wirbelloser und höherer Thiere. Die Funde quaternärer Thiere scheinen selten, doch sind Reste von *Elephas primig.* und *Cervus megaceros* vorhanden. Bekanntlich heissen die zahlreichen Erhöhungen des Landes, auf denen sich die meisten Niederlassungen befinden, Terpen, sie waren schon zur Römerzeit die Zufluchtsorte der ältesten Bewohner bei Uberschwemmungen des Landes, man zählt ihrer etwa 400 und hält sie grösstentheils für künstliche Erhöhungen; sie bestehen aus fruchtbarem Alluvialboden und sind 8 bis 12, zuweilen 18 Fuss hoch. Vielfach trägt man sie jetzt ab, um das tiefer gelegene Land damit zu düngen, man zahlt für die Tonne dieser Erde einen Gulden. In den Terpen werden auch die meisten Alterthümer gefunden aus germanischer und römischer Zeit, so wie spätere. Es waren Steinbeile und Knochengewerthe ausgelegt, doch nur in geringer Zahl, häufiger waren die aus dem Mittelfussknochen des Ochsen gefertigten und durch den Gebrauch glänzend polirten Schlittschuhe der prähistorischen Zeit. Unter den runden,  $1\frac{1}{2}$  Fuss im Durchmesser grossen Mühlsteinen bestanden mehrere aus schwarzgrauer Lava, wahrscheinlich vom Rhein; Aschenurnen und Scherben anderer Thongefässe waren meist von roher Arbeit, nur wenige verrathen römischen Ursprung, doch waren auch einige römische Bronzestatuetten vorhanden. Verschiedene Knochengewerthe, Spindelscheiben, obeliskenförmige Anhängsel, auch ein Pferdehuf-

bein waren mit Kreisen und Punkten verziert, ein kleines zugeschmolzenes Glasfläschchen war zur Hälfte mit noch klarem Wasser gefüllt, ein Wagenrad nur zusammengefügt ohne jedweden Eisenbeschlag oder Nagel. Es fehlten auch nicht die kleinen weissen, aus Thon gebrannten Rauchpfeifchen, die oft in grosser Tiefe gefunden werden und den Beweis liefern sollen, dass lange vor der Einführung des Tabaks in Europa von den Völkern des Alterthums schon geraucht worden sei. Die bekannte holländische Tabakspfeife, die zumal in Gouda gemacht wurde, ist nicht die Nachbildung irgend einer amerikanischen Pfeife, sondern dieselbe, die schon im Alterthum aus Bronze und Eisen in Gebrauch war. Neue geologische und alte geographische Karten, die älteste von 1570, geben Rechenschaft über den innern Bau, über die frühere und jetzige Gestalt des Landes. Die grosse Mehrzahl der alterthümlichen Gegenstände gehörte den letzten drei Jahrhunderten an, der Zeit, wo in Holland Handel und Kunst und Wissenschaft einen glänzenden Aufschwung nahmen und das Land zugleich eine Freistatt der Denker war. Aus den früheren Zeiten des Mittelalters scheint wenig gerettet zu sein, die Kirchenschätze sind in den Stürmen der Reformation verschwunden. Bemerkenswerth sind die schön geschnitzten Chorstühle aus der alten Martinskirche zu Bolsward aus dem 14. Jahrhundert, auch einige Bibeln und Gebetbücher mit Initialen und Miniaturen aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Ueberhaupt durfte man hier nicht Gegenstände hohen Kunstwerthes, Werke des feinsten Geschmackes suchen, wie sie auf den Ausstellungen in Frankfurt, München und Köln bewundert werden konnten, hier hatte Alles mehr ein historisches Interesse. Das ganze öffentliche und häusliche Leben einer vergangenen, nach allen Seiten hin betriebsam schaffenden Zeit, wie es sich in diesem urdeutschen Lande eigenthümlich entwickelt hat, lag hier vor Augen, in grösster Vollständigkeit. Da war der ganze Hausrath vom Prunkzimmer bis zur Küche, da stand es aufgestapelt das Porcellan und Silberwerk, dessen alte Formen jetzt 10- und 100fach so hoch vom Liebhaber bezahlt werden, als sie neu kosteten. Eigenthümlich waren die zahlreich vorhandenen Geburtslöffel mit eingravirtem Namen und Geburtstag, die wohl Pathengeschenke waren, so wie die Sterbelöffel mit entsprechender Inschrift, die man wohl den Freunden des Verstorbenen zum Andenken gab, ferner das silberne Traukistchen, welches der Brautwerber mit einem es umhüllenden Tuche der Erwählten überreichte; wenn sie die Zipfel des Tuches in einen Knoten schürzte, dann nahm sie den Antrag an. Ein Aufsehen erregendes Desertservice, in getriebenem Silber in höchst plumper Weise gearbeitet, welches einen grossen Schrank füllte, war von dem Besitzer als antik gekauft worden, erwies sich aber als von einem noch in

Leeuwarden lebenden Silberschmied gefertigt. In vielen Kasten sah man alle Geräthschaften und Werkzeuge des Hauses im Kleinen nachgeahmt von Silber, sei es als Nippsachen oder als Kinderspielzeug. Eine besondere Anziehung auf alle Besucher übte das vollständig eingerichtete Wohnzimmer einer hindelooper Familie aus dem 17. Jahrhundert. Dieser Ort hatte damals 100 Grossschiffer, die weit umherkamen. Seine Bewohner zeichneten sich noch im vorigen Jahrhundert durch ihre auffallend bunte und malerische Kleidertracht, so wie das reiche, mit Schnitzwerk und Prunksachen gezierte Innere ihrer Wohnungen aus. Ein Mann mit Frau und Tochter waren in Lebensgrösse dargestellt, die Frau trägt am Gürtel die Scheere, die Nadelbüchse, eine Dose mit Stecknadeln und eine für das Nähwachs, alles von Silber reich gearbeitet. Die geschnitzten Plättchölzer und Mangelrollen verrathen ganz fremdartige, und zwar asiatische Muster. An der Wand steht der grosse Hausschrank im Stil der Renaissance, auf vier grossen zugespitzten Kugeln, damit der Kehrbesen darunter herfegen kann, das Wand-schränkehen ist vollgepfropft mit silbernen Sächelchen. Alles ist reich und bunt und sauber. Ging man weiter, so standen überall in den Gängen die grossen Schränke fast von derselben Form, auch alte Sessel und Stühle, von den Wänden blickten die ehrwürdigen Bildnisse alter Geschlechter, oft vortrefflich gemalt, daneben zahlreiche Portraits berühmter Friesen, an denen das Land keinen Mangel hat. Eekhoff zählt für Leeuwarden allein sechszig dort geborene grosse Staatsmänner, Gelehrte, Künstler auf! Ein Saal enthielt alle möglichen Erinnerungen und Denkwürdigkeiten der 1584 gestifteten und 1811 aufgehobenen Universität Franeker, deren Gebäude jetzt ein Irrenhaus ist, zunächst die alten Möbel des Senatssaales und die Bildnisse der Gelehrten aller Fakultäten, die ebenholzernen, mit Silber reichgezierten Stäbe der Pedellen, das vollständige Album der Akademie, in das erst seit 1676 die Studenten sich selbst einschrieben, die damals üblichen Alba amicorum von berühmten Gelehrten, von vornehmen Studenten, so wie die der damals schon bestehenden Landsmannschaften, der Collegia nationalia und vieles Andere. Ferner war das ganze friesische Schriftenthum ausgelegt mit den zahlreichen alten Stadtkalendern und Schulbüchern, mit bewundernswerthen Leistungen in der schnörkelreichen Schönschreibekunst bis zu den Werken der namhaften lebenden Schriftsteller, eines E. Halbertsma, W. Dykstra, D. Hansma, T. G. van der Meulen, H. G. van de Veen u. A. Unter den Kunstleistungen kam fast nur die Malerei in Betracht, doch war unter den älteren Bildern wenig Beachtenswerthes, die besten Gemälde waren neueren Ursprungs, von Tadema, der in London, von Bisshop, der im Haag lebt. Der berühmteste friesische Maler ist der 1709

gestorbene M. Hobbema, von dem kleine Landschaften mit 50,000 Gulden bezahlt werden. Besonders reich war die Sammlung von Münzen und Medaillen, die zahlreich in Friesland geschlagen wurden. Die Münzen begannen mit römischen und byzantinischen. Lehrreich für den Kenner ist das barbarische und zum Theil noch räthselhafte Gepräge der ältesten norddeutschen Münzen. Der von Janssen in diesen Jahrbüchern XLIII, S. 57 beschriebene Fund von byzantinischen, angelsächsischen und fränkischen Goldmünzen, alle mit Oesen zum Aufhängen versehen, ist als ein merovingischer Goldschmuck gedeutet, er wurde 1867 in einem Terp zu Wieuwerd gefunden. Dieser Fund, so wie der von 223 angelsächsischen Silbermünzen aus dem 4. bis 5. Jahrhundert bei Hallum bestätigen die Ansicht, dass in jener Zeit der Seeverkehr hauptsächlich durch den Mittelsee stattfand, in dessen Nähe beide Orte liegen, und dass auch von hier aus Hengist und Horsa mit ihren Schaaren nach England fuhren. Mit grossem Interesse betrachtete der Rheinländer noch die Hinterlassenschaft einer berühmten Kölnerin, der gelehrten und kunstbegabten Frau Anna Maria van Schurman, die 1607 in Köln geboren war und 1678 zu Wieuwerd starb. Sie nahm an den religiösen Streitigkeiten ihrer Zeit den lebhaftesten Antheil und gab eine Darstellung der mystisch-evangelischen Lehre ihres Lehrers und Freundes J. de Labadie, der von Middelburg vertrieben war, in lateinischer Sprache unter dem Titel *Eucleria* heraus. Mit 16 Jahren kam sie mit ihrem Vater nach Franeker, wo sie die Jugendzeit verbrachte und ihr Talent in allen möglichen Künsten übte, im Zeichnen, Malen, Graviren, Elfenbeinschnitzen, in der Schönschrift aller Sprachen, selbst des Hebräischen und Arabischen. Eine Sammlung von Zeichnungen ihrer Hand und Bildnissen, meist ihrer selbst, von gestochenen Kupferplatten, von Briefen, Gedichten u. dgl. machte ein Neffe von ihr der Akademie von Franeker zum Geschenk; jetzt wird dieselbe im Rathhause dieser Stadt aufbewahrt. Im letzten Raume, einem kleinen Cabinet, hatte Eekhoff besondere Merkwürdigkeiten aus der friesischen Geschichte zusammengestellt, Zeichnungen und Kupferstiche von Schelte, Eillarts u. A., die Bilder des Admirals de Vries, des Generals van Coehorn, Erinnerungen an den zu Franeker geborenen Philosophen Franz Hemsterhuis, den »friesischen Sokrates«, eine Abbildung des Planetariums von Eisinga, welches man noch in Franeker zeigt, in Mappen alte Staats-Akten und Karten, 1500 Portraits berühmter Friesen und endlich die Bilder der Fürsten und Fürstinnen aus dem Hause Nassau, die einst als Statthalter diesen Palast bewohnten, mit deren Geschlecht auch heute noch das Geschick und die Wohlfahrt des Landes verbunden ist. Schaaffhausen.



11. Metternich bei Coblenz 23. Nov. Gestern fanden Arbeiter in einer Sandgrube oberhalb Metternich eine Anzahl sehr gut erhaltener Gefässe von rothem Thon. Dieselben zeichnen sich durch Eleganz der Arbeit als auch durch sehr gut erhaltene Politur aus. Da dieselben in einer Tiefe von 15 m, in der untersten Sandlage, sich vorfanden, und der auf den Gegenständen lagernde Sand seine völlige natürliche Schichtung hatte, so lässt sich annehmen, dass dieselben mit dem Sand dort angeschwemmt wurden. Für Alterthumsfreunde sind dieselben zur freien Ansicht bei Herrn Orts-Vorsteher Grebel ausgestellt.

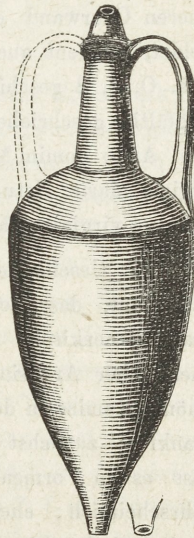
Cobl. Ztg.

12. Neuss. Römischer Saugheber. Vor einiger Zeit wurde in der Nähe von Neuss in dem Abhange bei Berghäuschen ein Gegenstand gefunden, der möglicher Weise einzig in seiner Art ist. Derselbe gehörte dem Inhalte eines römischen Grabes an. Das Grab enthielt ausser mehreren Thongefässen, welche den Charakter der Fabrikate des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung erkennen lassen, die Bruchstücke einer Amphora mit den Aschenresten eines Verstorbenen und den oben erwähnten Gegenstand. Dieser besteht aus einem 14 cm grossen Gefässchen aus grauer, ziemlich fest angebrannter Erde und gleicht in seiner Gestalt der römischen Amphora, in der Konstruktion aber unserem Saugheber. An dem Gefässe befindet sich oben ein Mundstück, an dieses schliesst sich ein röhrtiger Hals, der auf einer bauchartigen Erweiterung ruht; letztere verengt sich allmählich und läuft schliesslich in eine durchbohrte Spitze aus. Auch ist das Gefässchen, wie die Amphora und unser Saugheber, mit zwei schön geschwungenen Henkeln versehen. Mit grosser Wahrscheinlichkeit lässt sich daher annehmen, dass wir es hier mit einem römischen Saugheber zu thun haben.

Koenen.

13. Ober-Wesel. Bezüglich der Inschrift, welche den Beginn des Baues der Stiftskirche im Jahre 1308 angiebt, dürfte eine genaue Angabe um so mehr von Werth sein, als sie bislang vag als »am Chor« (Lotz, Kunsttopogr. I. S. 482) befindlich oder ungenau bei Bock (Rheinlands Baudenkm. d. M.-A. S. 1) eingebrannt in einem Fenster des Hochchores und dabei in nicht vollkommen richtiger Lesung erwähnt wird.

Die Inschrift ist, ganz abgesehen von ihrer besonderen und nächsten Bedeutung für die Baugeschichte der Stiftskirche, von hohem archäologischen



und epigraphischen Werthe, durch die Art ihrer Ausführung: sie ist nämlich in die Scheiben der Chorfenster derart eingebrannt, dass die weissen Schriftzüge auf blauem Grunde stehen und in zwei durchlaufende Reihen einzeln nebeneinander gestellt unter den Sprossen des Masswerks über die fünf Fenster des Chorzauptes sich vertheilen. Die Legende beginnt auf der Nordseite und zwar in dem Schluss des Masswerks, mit dem in mittelalterlichen Inschriften üblichen Kreuzzeichen wie folgt:

✠ I N | [æ] h θ | ꝛ ꝛ ꝛ | [R] [V] I | ꝛ æ æ |  
 ælesia | sceamar | iea[n]o[n]i[m]æ | æætavo

Die in [ ] gestellten Zeichen sind leider in Verlust gerathen; ihre Ergänzung lässt sich jedoch mit voller Sicherheit bewerkstelligen. Bei Bock, a. a. O. wird SCT. statt der völlig deutlich erkennbaren Legenden SCE, wie sie der mittelalterlichen Schreibweise entspricht, mitgetheilt und est gelesen, während nach den Schlusscharakteren IT und den zwei vorausgehenden Lacunen FVIT zweifellos zu setzen ist. Dass die bei Bock flüchtig gesetzten A · D · in Wirklichkeit vollständiger ausgeschrieben sind, ist auch noch zu erwähnen. Wiewohl an der Jahreszahl selbst MC fehlen, so ist deren Ergänzung gewiss anstandlos zu vollziehen.

Die zweite gleich merkwürdige Urkunde, welche in die Nordseite der inneren Chorwand eingelassen, die Consecration von Chor und Hochaltar meldet, verdient auch genauer wiedergegeben zu werden, als es bei Bock, a. a. O. S. 2 geschieht. Sie ist in sog. Mönchsschrift roth und schwarz sorgfältig geschrieben und liest sich folgendermassen:

Anno domini M<sup>o</sup>.CCC Tricesimo primo. In die | Assumpcionis gloriose  
 virginis Marie. Istud Su | mmum altare fuit consecratu. In honore glorio-  
 sissime | virginis Marie et Anne matris ipsius. | Cum eodem Summo choro.

Zur Geschichte der Verwendung des Tuffsteines ist es nicht uninteressant, dass bei den Gewölbeanfängen in dem Chore der ehemaligen Franziskanerkirche zu Ober-Wesel profilirte Tuffsteine verwendet sind. Ebensolcher Art sind auch die Steine, welche an dem oberen Theile des schönen Kamins in der Burgruine zu Dreieichenhain (zwischen Darmstadt und Frankfurt zunächst der Station Langen) zur Anwendung gebracht sind. Dass es in Formen gepresste, sog. Schwemmsteine sind, scheint wenig wahrscheinlich; eher sind es natürliche Tuffe, welchen die Profile angearbeitet sind. Diese Beispiele zeigen, wie der Tuffstein durch das ganze Mittelalter im Rheinthale fortwährend in Gebrauch blieb und daher Annahmen, wie sie sich beispielsweise bei Bock, a. a. O. S. 2 zur Erklärung der eigenthümlichen Stylenwicklung sowohl der romanischen wie der gothischen Architektur am Rhein geltend gemacht werden, nicht zutreffend sind und mit ihren Folgerungen daher in die Irre gehen.

Noch verdient auf den Dachstuhl der Stiftskirche in Ober-Wesel besonders aufmerksam gemacht zu werden. Es ist ein sog. stehender mittelalterlicher Dachstuhl, welcher statt einer mittleren Hängesäule deren zwei hat, welche unten mässig voneinander abstehend, durch Knaggen, die auf Stockhöhe eingesetzt sind, den Anblick eines höchst malerisch wirkenden gothischen Bogenganges bieten. Es dürfte neben der eigenthümlich perspectivischen Wirkung die Dachconstruction als eine der eigenartigsten aus dem früheren Mittelalter anzusehen sein.

Mainz.

Friedrich Schneider.

14. Römische Inschrift aus Remagen. In dem XXVI. Hefte dieser Jahrbücher S. 187 f. wird ein römisches Inschriftenfragment erwähnt, welches sich im Besitze des Herrn Martinengo befindet und bis jetzt noch nicht veröffentlicht worden ist. Durch die Güte meines geehrten Freundes Dr. Pohl in Linz ist mir ein genauer Papierabdruck der Inschrift zugekommen, wonach der Text derselben also lautet:

/////A B V S

/////V S · L

/////NIVS · IV

/////o SP R o

////////

Die Dativendung ABVS Z. 1 lässt uns in diesem Bruchstück mit grosser Wahrscheinlichkeit einen dem Matronencultus angehörigen Altar erkennen, und diese Vermuthung empfiehlt sich noch besonders durch Vergleichung einer gleichfalls in Remagen gefundenen Votivara, welche ausser dem Jupiter Optimus Maximus, dem Genius Loci, dem Mars und Hercules zugleich den Ambiomarcis geweiht ist (Brambach, I. Rh. 646). Wir tragen nämlich kein Bedenken, mit A. Rein, die römischen Stationsorte S. 80 unter den Ambiomarciae Matronen zu verstehen und dieselben mit den in einer Inschrift aus Floisdorf im Jülicherland vorkommenden Matronis Abiomarcis (Bramb. 635) als identisch anzusehn. Welchen topischen Muttergottheiten übrigens unsre Inschrift mitgeweiht war, lässt sich ebenso wenig aus der blossen Endung ermitteln, als in Z. 2 und 3 aus den geringen Resten der Name des Widmenden. Jedoch glaube ich in Z. 4 mit Ergänzung (C)oS auf den Ausfall der Sigle B-F, d. h. beneficiarius schliessen zu dürfen, zumal da uns auf einem andern Remagener Votivaltar (Bramb. 647) ein Beneficiarius Consularis (d. h. ein Begünstigter, vom gewöhnlichen Dienste Befreiter) begegnet. Die nach PRO ausgefallenen Zeichen lassen sich füglich durch die nicht seltene Formel Pro se et suis ergänzen, worauf denn

in der letzten Zeile die gewöhnliche Widmungsformel V(otum) S(olvit) L(ubens) M(erito) folgte.

Königswinter im November 1877. Joh. Freudenberg.

15. Wir entnehmen der Trierer Zeitung über im Regierungsbezirk Trier aufgefundene Alterthümer folgendes:

a) Trier. Die Ausgrabungen in St. Barbara, welche nunmehr seit fast zwei Monaten ohne Unterbrechung ihren Fortgang nehmen, haben bis jetzt zu recht befriedigenden Resultaten geführt. Die mächtigen Mauern, welche auf der Südseite der Südallee freigelegt sind und die ebenda gefundene grosse Masse der verschiedenartigsten Marmorplatten, welche zur Bekleidung der Wände und Fussböden dienten, weisen auf ein sehr grossartiges, luxuriös ausgestattetes Gebäude hin, dessen ehemalige Bedeutung freilich bis jetzt noch nicht unbedingt feststeht. Unter den vielen Fundstücken, welche daselbst zu Tage gekommen sind, ragt ein Marmor torso hervor, der Oberkörper einer etwa lebensgrossen Gewandstatue.

Auf der nördlichen Seite der Südallee bieten die Mauerreste nicht dasselbe Interesse. Um so glücklicher ist man daselbst an einigen Funden gewesen. Unmittelbar an der Strasse ist die Hälfte eines überlebensgrossen Frauenkopfes und ein grosses Gewandbruchstück aus Marmor aufgefunden worden. — An der verlängerten Feldstrasse hat man eine grosse Anzahl von Bruchstücken einer mit Fresko-Malerei gezierten Wand ausgehoben. Soweit sich die Komposition derselben bis jetzt erkennen lässt, war die Hauptfläche, welche roth gefärbt ist, durch schwarze schmale, pilasterähnliche Flächen in einzelne Felder getheilt. Auf den schwarzen Flächen sind blumenartig stilisirte Kandelaber dargestellt. Auf einem Stück des rothen Feldes befindet sich ein Ziegenbock. — Die meiste Ausbeute liefert ein Versuchsgraben in unmittelbarer Nähe der Stadtmauer. Hier sind in den letzten Tagen eine grosse Anzahl von Skulpturen, alle von guter Arbeit, zum Vorschein gekommen: ein etwa lebensgrosses Köpfchen eines Satyrs mit Ziegenohren und Pinienkranz aus Marmor, ferner aus Muschelkalk der Kopf eines Hypnos (Schlafgottes) mit Flügeln und geschlossenen Augen, ein Frauenkopf von grossartigster Auffassung, ein Jünglingsköpfchen mit um das Haupt gewundener Tänie, sowie einige höchstinteressante Bruchstücke von Armen, Brust- und Gewandstücken.

b) Walscheidt. Vor einigen Tagen erhielt die Gesellschaft für nützliche Forschungen durch Herrn Bürgermeister Thielen in Manderscheid die Nachricht, dass dicht beim Dorfe Walscheidt im Distrikt Mauerheck ein Bauer beim Pflügen auf einen römischen Herd gestossen sei. Der Director unseres Museums begab sich sofort nach Walscheidt und stellte an der bezeichneten Stelle, welche auf einem nach Nordosten gewendeten

Abhang liegt, Nachgrabungen an. Es ergab sich, dass der Herd durch drei sehr grosse vulkanische Steine gebildet wurde und als Heizungs- vorrichtung für ein nordöstlich angrenzendes Zimmer gedient hatte, dessen hypokaustische Einrichtungen vorzüglich erhalten waren; noch lagen die Ziegelplatten, welche den unteren Boden bildeten, ohne Lücken, nebeneinander und auf denselben erhoben sich kleine, aus aufeinander gelegten runden Ziegeln bestehende Säulchen, welche einst den jetzt zerstörten obern Boden trugen. Auch südöstlich von dem Herde lag ein Gemach mit unterirdischen Heizungs- vorrichtungen, von denen es jedoch zweifelhaft blieb, ob sie mit diesem oder mit einem andern Herde in Zusammenhang standen. In diesem Zimmer waren die Säulchen aus viereckigen Ziegeln gebildet. Einige andere Räume, deren Mauern zum Theil aufgedeckt wurden, bieten kein allgemeines Interesse. Von kleineren Gegenständen fanden sich eine grosse Anzahl Stücke von Wandbewurf und Scherben gewöhnlicher Thongefässe. Sämmtliche Ziegel waren ungestempelt.

c) Neumagen. Bei Gelegenheit eines Neubaus, unmittelbar südlich von der Kirche wurden eine Anzahl römischer Sculpturen aus grauem Sandstein in einer Mauer vermauert gefunden. Es sind zwei Portraitköpfe, der eines Mädchens mit hoher Haartracht und der eines bärtigen Mannes, ferner ein Relief, welches ein auf einem Wagen liegendes Fass darstellt und mehrere mit Weinranken und Weintrauben gezierte Steine, von denen einer eine freilich fast gänzlich zerstörte Inschrift trägt. Es kann kaum zweifelhaft sein, dass alle diese Stücke zu einem grossen Grabmonumente gehört haben. Das Relief mit dem Wagen und die Köpfe sind dem Trierer Provinzialmuseum einverleibt worden, letztere als Geschenk des Herrn Pastor Nikola, dessen grosser Liberalität auch noch ein an anderer Stelle aufgefundener Kopf verdankt wird. — Gleichzeitig sind auch der bekannte im Jahre 1871, in der Nähe der kleinen Kapelle gefundene, neulich in den Jahrbüchern publicirte Grabstein des Aprilius Ursicius und ein ebendasselbst eingemauertes Kapital für das Museum erworben worden. Das Kapital ist von hoher Bedeutung. An den Ecken desselben sind als Träger der auf dem Kapital ruhenden Last nackte männliche Figuren dargestellt, deren Unterkörper in Schlangen endigen. Die Schlangen saugen am Hals einer in der Mitte des Kapitals dargestellten, mit einem Traubenkranz geschmückten Frau. Auch wurde ein Portraitkopf eines Jünglings von Herrn Gutsbesitzer Görg dem Museum als Geschenk übergeben. — Um die Ueberführung dieser Alterthümer nach Trier haben sich der Herr Friedensrichter Scholl und der Herr Bürgermeister Lauen ein ganz besonderes Verdienst erworben.